Neue Kunde zu Heinrich von Kleist

Reinhold Steig


HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM ACADEMIAE
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Neue Kunde

zu

Heinrich von Kleist

von

Reinhold Steig.



Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1902.



Vorwort.

Neue Kunde zu Heinrich von Kleist beizubringen, ist heutigen Tages ein Unternehmen, das mit Freuden begonnen werden darf. Kleist's Persönlichkeit, als die eines deutschen Dichters und preußischen Patrioten, tritt immer sichtbarer aus der Ferne der Vergangenheit, in die sein Leben fiel, hervor und greift immer kraftvoller in die geistige Bewegung unserer Gegenwart ein. Niemand führt heute mehr die Waffe gegen ihn. Aller einstiger Widerstand ist siegreich überwunden. Seine Nachwirkung hat freie Bahn. Von der Bühne herab spricht er zu dem seiner Poesie sich ergebenden Publicum, in Schul- und Hörsaal zu der ahnungsvoll seinem patriotischen Ideal nachstrebenden deutschen Jugend. Als Volksbuch, zu allerbilligstem Preise, sucht sich seine Erzählung den Weg in die breiten, ärmsten und letzten Schichten unsres Volkes. Ein junger Schriftsteller-Aufwuchs ist da, der aus der classicirenden Form bewußt ausweichend, in Kleist's Art und Kunst den eigenthümlich deutschen Stil erblickt, in dem weitergearbeitet werden müsse. Kleist's

heißes Sehnen und Ringen, ein wahrer Volksdichter unter seinen geliebten Deutschen zu sein, wird nun endlich von der Nachwelt ihm erfüllt.

Jedes Gedicht, jeder Brief, jedes Schriftstück von und über Kleist, das wir besitzen oder neu erwerben, erscheint uns daher wie eine historische Kostbarkeit. Emsig und erfolgreich macht sich die literargeschichtliche Forschung an die Arbeit, neue Aufgaben gilt es für Kleist, sein Leben und seine Werke, zu übernehmen und durchzuführen. Seine Person steht mitten im Flusse der lebendigsten Theilnahme und Thätigkeit. Wen sollte es da nicht freuen mitzuthun?

1901 ist mein Buch Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe bei Spemann, Berlin und Stuttgart, erschienen. Die Absicht war, darzustellen, welche Kämpfe Kleist und seine mit ihm verbundenen Freunde, Standes- und politische Gesinnungs-Genossen in Berlin, während der einschneidenden Reformjahre 1810 und 1811, für ihre Idee von Religion, Vaterland, Staat, Cultur zu führen hatten. Von Kleist ist in diesen letzten beiden Jahren seines Lebens ein ungeheures Maß schriftstellerischer und dichterischer Arbeit, die wir kennen und nicht kennen, geleistet worden.

Jedes Buch hat seinen durch inneres Maß ihm zugeschnittenen Rahmen, der nicht gesprengt werden darf. Manches, was ich damals schon besaß oder mir bei der Ausführung erarbeitete, mußte vorerst ganz bei Seite

bleiben oder wurde mit sachlicher Benutzung einschlägiger Punkte vorläufig abgethan. Neues ist mir dann, unter im Stillen fortgesponnener Arbeit, durch Glück und Freundschaft zugeflossen. Ich fühlte oft, wie gerade für die Erkenntniß eines so starken Charakters, eigenkräftigen Talentes, wunderreichen Gemüthes, wie Kleist, jeder Zug, auch ein an sich geringer, wichtig und Lücken schließend werden könne. Erfahrungen, Gedanken, Ueberzeugungen, andere als früher, quillen aus dem Material hervor. Das zusammen theile ich nun mit, als neue Kunde zu Heinrich von Kleist.

Berlin-Friedenau, 9. October 1902.

Reinhold Steig.

Inhalt.

V. Ueber Kleist nach dem Tode und den Druck der hinterlassenen Schriften.

I. Persönliches.

1. Eine Königliche Cabinets-Ordre.

Heinrich von Kleist, durch Familientradition und Erziehung zum preußischen Offizier bestimmt, nahm dennoch nach nur siebenjähriger Dienstzeit seinen Abschied, um sich auf Universitäten für den Eintritt in die preußische Staatsverwaltung vorzubereiten. Das steht jetzt, gegenüber anders gearteten früheren Nachrichten, aus Documenten, die wir haben, fest. 1799 verließ Kleist das Militair. Die betreffende Königliche Cabinets-Ordre hat nur den schlichten Wortlaut: „S. Lieutenant v. Kleist erhält den erbetenen Abschied. 4. April 1799", und es ist richtig, daß, wie schon im Euphorion 1897 (4,539) Minde-Pouet bemerkt, diese Dimission an Kleist den 26. April 1799 nach Frankfurt a. O. gesandt wurde.

Vom 4. bis 26. April ist für die Ausfertigung und Absendung einer so einfachen Cabinets-Ordre eine ungewöhnlich lange Zeit. Das muß seinen Grund gehabt haben. Erinnern wir uns, daß Ludwig Tieck von verschiedenen Absichten des Königs zu berichten wußte: er habe Anfangs seinem Gardelieutenant Kleist nur einen längeren Urlaub zu seiner Ausbildung gewähren wollen,

und später erst in seinen Abschied vom Militär gewilligt. In der That sind zwischen jenem 4. und 26. April noch andere Dinge vom König in Kleist's Sinne erledigt worden. Man muß dabei beachten, daß der König natürlich seinen Potsdamer Lieutenant persönlich kannte, vielleicht auch selbst dessen Wünsche entgegengenommen hat. Nun ist bereits, auch durch Minde-Pouet am angegebenen Orte, der von Kleist in Frankfurt a. O. den 17. April 1799 ausgestellte Revers, prachtvoll geschrieben und mit großem rothen Familiensiegel bekräftigt, der heute auf der Kriegskanzlei in Berlin verwahrt wird, veröffentlicht worden. Er, Kleist, werde niemals ohne des Königs allerhöchsten Consens in auswärtige Krieges- oder Civildienste treten, behalte sich aber vor, nach Absolvirung seiner Studia dem Könige und Vaterlande im Civilstande zu dienen. Der Revers beginnt: „Nachdem Sr. Königlichen Majestät von Preußen mir . . den aus freier Entschließung und aus eigenem Antriebe um meine Studia zu vollenden allerunterthänigst nachgesuchten Abschied . . in Gnaden bewilliget." Diese Wendung bezieht sich aber nicht auf jene Ordre vom 4. April, die Kleist noch nicht in Händen hatte, sondern auf eine andere Cabinets-Ordre des Königs, die ich aus dienstlichen Acten hier zum ersten Male mittheile:

An
den vom Rgt. Garde verabschiedeten
Lieutenant von Kleist in Potsdam.

13. April 1799.

Ich habe gegen Euern Vorsatz, Euch den Studien zu widmen, nichts einzuwenden, und wenn Ihr Euch

eifrig bestrebet, Eure Kenntnisse zu erweitern, und Euch zu einem besonders brauchbaren Geschäftsmanne zu bilden, so werde Ich dadurch auch in der Folge Gelegenheit erhalten, Mich zu bezeigen als Euer

pp.

2. Das einzige Originalbildniß Kleist's.

Nach sehr rasch beendeter Studienzeit ist Kleist dann wirklich in Berlin zum preußischen Verwaltungsdienste zugelassen worden. Aus dieser Zeit, in der er, nach heutiger Art zu sprechen, etwa Regierungsreferendar war, stammt das einzige originale Bildniß von ihm, das wir kennen: 1801 von Krüger in Oel gemalt, und in unmittelbarer Reproduction des Gemäldes selbst von Zolling seiner Kleist-Ausgabe vorgesetzt. Ich sage: das einzige Original. Denn so wenig Freude es macht, die kürzlich Vielen bereitete Freude an dem von Witkowski (im Juni-Heft der Zeitschrift für die bildende Kunst 1901) bekannt gegebenen und der Königsberger Zeit Kleist's von ihm zugeschriebenen Portrait zu trüben: ich muß um der Sache willen bekennen, daß dies neuaufgefundene Bild, ebenso wie der Bülow's Buche 1848 vorgesetzte Stich von Sagert, beide nach dem Krügerschen Original gearbeitet sind und in Haltung des Kopfes, Linkswendung des Gesichtes, Anordnung der Haare, Schnitt des Rockes und der Halskrause übereinstimmen. Zweifellos ist dies neueste Bild auch von Jemand gearbeitet, der Kleist nicht persönlich kannte. Sagert bekennt selbst seine Abhängigkeit von Krüger: nun beobachte man da, wie er die auf dem Krügerschen Original in drei Massen, mit zwei Zwischenlücken, über die Stirne

niederfallenden Haare wieder zusammengenommen und sie, um die Stirne frei zu halten, ausdruckslos modernisirt hat. Das neueste Bild aber weist genau wieder, wenn auch nicht geschickt gearbeitet, die Haaranordnung des Krügerschen Originales auf. E. Wolff hat in der Beilage des Hamburgischen Correspondenten Nr. 2, vom 26. Januar 1902, einen in der Hauptsache literarischen Beweis gegen die Originalität des neuen Bildes geführt und die Entstehung, gleichzeitig mit Sagert's Arbeit, in das Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verlegt. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, welche der beiden Nachahmungen den Vorzug vor der anderen verdient. Der Sagertsche Stich macht Kleist zu einem oberflächlichen Lächler (Sagert selbst trägt nicht allein die Schuld daran); auf dem neuesten Bilde ist Kleist ein geistig unbedeutender junger Mann mit rund genährten Gesichtszügen. Beide Portraitisten hatten die Absicht, Kleist in jugendlichem Mannesalter, weniger kindlich als bei Krüger, im Ganzen blühender erscheinen zu lassen. Krüger's Bild, mag es uns gefallen oder nicht, hat doch immerhin Charakter und ist ehrlich genug, nicht zu schmeicheln: die beiden Nachahmungen haben keinen Charakter und stilisiren. Wenn Kleist über das eigne Bild, der Braut gegenüber, seine Scherze macht, so will das wirklich nicht viel besagen. Dergleichen geschieht wohl, um aus dem Munde dessen, der das Bild empfängt, die Versicherung, daß es nicht so sei, zu hören. Es hilft uns alles nichts: Kleist war „nicht schön". Darin stimmt Krüger's Portrait und die Aussage seiner nächsten Freunde überein. Alle Versuche, Kleist ein vortheilhaftes Aussehen zu geben, sind verlorene Mühe.

Kurz vorher aber war in Königsberg die Nachricht von einem neuen Kleist-Bildnisse aufgetaucht. Die Königsberger Allgemeine Zeitung Nr. 150, vom 29. März 1901, brachte einen Bericht über die Sitzung der dortigen Alterthumsgesellschaft Prussia vom 22. März, in welcher Paul Czygan einen Vortrag über Kleist's Beziehungen zu Königsberg hielt. In dem Berichte heißt es nun: „Herr Präzentor Anderson legte ein von ihm im Jahre 1853 kopirtes Oelbild H. v. Kleist's, das aus Perkuiken stammt, wo Kleist im Jahre 1806 bei Verwandten sich aufgehalten haben muß, vor . . es wäre zu wünschen, daß die Echtheit dieses Bildes festgestellt würde." Auf meine Anfrage theilte mir Czygan freundlichst darüber die Erinnerungen des Herrn Anderson mit. Darnach hatte dieser 1853 von Herrn von Wnuck auf Lablacken den Auftrag erhalten, eine Anzahl Familienbilder theils aufzufrischen, theils zu copiren. Darunter war ein Brustbild, das vom Besitzer als das des Dichters des Frühlings Christian Ewald von Kleist bezeichnet wurde und so beschrieben werden mußte. Da sei im Mai 1853 die Schwiegermutter des Herrn von Wnuck, die Wittwe des Rittmeisters von Kleist auf Perkuiken, geb. von Steinwehr, nach Lablacken zu Besuch gekommen; und diese damals schon bejahrte Dame, der Heinrich von Kleist durch Besuche in ihrem Hause persönlich bekannt gewesen sei, habe das fragliche Bild für das Heinrich von Kleist's und ihm sehr ähnlich erklärt. Czygan hat mir freundlichst Photographien des sehr nachgedunkelten Bildes geschickt, so gut sie ihm gelingen wollten. Darin stimme ich ihm bei, daß der mit Perücke und Pelzkragen ausgestattete Kopf dieses Brustbildes

— Dinge, die zu Kleist's Königsberger Zeit seit zwanzig Jahren abgekommen waren — nicht Heinrich von Kleist darstellen kann.

So ist es auch mit diesem Bilde nichts, und wir bleiben auf Krüger's Original, aus Kleist's erster amtlicher Thätigkeit in Berlin, nach wie vor als auf das einzige Bildniß, das wir von ihm haben, angewiesen.

3. Kleist's Ankunft in Berlin.

Der letzte ständige Aufenthalt Kleist's in Berlin begann zu Anfang des Jahres 1810. Wir wußten aus einem von Erich Schmidt in Druck gegebenen Briefe, daß Kleist am 28. Januar 1810 in Gotha war, und konnten mit ziemlich sicherer Tagesberechnung ansetzen, daß er Berlin, bei beschleunigter Reise, am 30. Januar erreichte. Das Nächste, was wir nun wissen, entfließt der Aussage Clemens Brentano's in einem nicht gedruckten Briefe aus dem Februar des Jahres 1810: „Der Poet Kleist, den (Adam) Müller einmal todt gesagt, und nachdem er ihn hier wieder besucht und darauf aufs Land gegangen, mir als einen plötzlich mystisch verschwundenen ankündigt, ist frisch und gesund unser Mitesser." Als ich von dieser Stelle in „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfen" S. 12 Gebrauch machte, glaubte ich, daß „aufs Land", unbestimmt in des Nichtpreußen Brentano Munde, einen Besuch bei Verwandten in Frankfurt bedeuten möge. Inzwischen aber habe ich Kleist's Verbleib gefunden, und zwar vermittelst des Berliner Intelligenz-Blattes (gedruckt bei Georg Decker, Königl. Geh. Ober-Hofbuchdrucker). Hierin steht in Nr. 33 vom Mittwoch den 7. Februar 1810: „Den 4. Februar an-

gekommen Hr. v. Kleist, Lieutenant a. D., von Potsdam, Hotel de Prusse". Kleist also war, nach kurzem Besuch bei Adam Müller, sofort nach Potsdam, nicht nach Frankfurt, weitergegangen, vonwo er am 4. Februar 1810 wieder nach Berlin zurückkam, und im Hotel de Prusse, einem damals von Leuten seines Standes bevorzugten Gasthofe, abgestiegen, bis er dann eine eigne Wohnung sich in der Mauerstraße miethete. Aus welchem Grunde Kleist sich erst noch nach Potsdam gewendet hat, weiß ich nicht bestimmt zu sagen. Er hatte Verwandte und viele Fremde da. In früheren Fällen war er ebenso zuerst dahin gegangen. Ich dachte auch, der König möchte während dieser Tage in Potsdam gewesen sein; indessen weist Paul Bailleu mir freundschaftlich aus den handschriftlichen Tagebüchern der Gräfin Voß nach, daß der König damals, mit Ausnahme des 2. Februars, wo er in Charlottenburg weilte, Berlin nicht verlassen hat[1]). Kleist's letzter und für sein Schicksal entscheidender Aufenthalt in Berlin dauerte also, kaum im Herbst 1811 durch eine Reise nach Frankfurt unterbrochen, vom 4. Februar 1810 bis zum 20. November 1811.

4. Kleist und die französische Gemeinde in Berlin.

In Berlin gehörte der sichtbarste und augenblicklich wirkungsvollste Theil der Arbeit Heinrich von Kleist's den Berliner Abendblättern. In „Kleist's Berliner Kämpfen" habe ich Kunde gegeben von manchen Zusammen-

---

[1]) Im genannten Intelligenzblatt finden sich noch einige das Erscheinen der Abendblätter betreffende Annoncen, die ich hier beiseite lasse, um sie bei anderer Gelegenheit zu verwerten.

stößen Kleist's mit staatlichen und privaten Körperschaften, wie sie die verantwortliche, rasche Arbeit fordernde Redaction einer Tageszeitung mit sich bringen mußte. Ich füge jetzt neu hinzu, was in den Acten des Berliner Consistoriums der französischen Kirche aufbewahrt ist (deren Einsicht ich den Herren Devaranne, Beringuier und de Bourdeaux verdanke). Wir gewinnen zugleich damit ein neues urkundliches Moment der Freundschaft Kleist's mil Geheimrath Pistor in der Mauerstraße, der bekanntlich, als Kleist den Regierungsrath Friedrich von Raumer gefordert hatte, zwischen den ihm befreundeten Gegnern vermittelte.

In den Berliner Abendblättern wurde auch auf christliche Kirchlichkeit der Bewohnerschaft und christliche Vertiefung des öffentlichen Gottesdienstes hingewirkt. Seinen Freunden Friedrich de la Motte Fouqué und Achim von Arnim hatte Kleist zu diesem Zwecke das Wort in seiner Zeitung gegeben. Der uralte Prediger Schmid von der Waisenhauskirche, der Prediger Ribbeck von der Nicolaikirche, der Hofprediger Eylert in Potsdam z. B. waren Geistliche nach dem Herzen der Freunde von der christlich-deutschen Tischgesellschaft und den Abendblättern[1]). Vorbildlich in diesem Sinne erschien ihnen auch das religiöse Leben der

---

[1]) Vom Prediger Schmid rühmt Arnim zugleich in den Abendblättern Nr. 74 vom 27. 12. 1810 (Berliner Kämpfe S. 422), daß dieser große Literatus den nachahmungswerthen Patriotismus geübt habe, der königlichen Bibliothek in Berlin alle Bücher, die ihr fehlten, zu schenken. Hierauf kam Arnim in Nr. 1 seines bei Reimer erscheinenden Preußischen Correspondenten vom 3. 1. 1814 zurück, indem er, bei Besprechuug eines historischen Taschenbuches, bemerkte: „Ein Wunsch, den wir schon in dem Abendblatte äußerten, wird dabei in uns wieder recht lebhaft,

französischen Gemeinde in Berlin. Nun war es Sitte, daß im Berliner Intelligenzblatte allwöchentlich der Kirchenzettel für den Sonntag abgedruckt wurde, und da in demselben die Angaben über den Gottesdienst der französischen Gemeinde fehlten, so erschien in den Berliner Abendblättern Nr. 73, vom 24. December 1810, die folgende

Anfrage.

Es ist unverkennbar, daß die französische Gemeinde hiesiger Residenz ein Geist der Frömmigkeit und der Gottesdienstlichkeit auszeichnet, den wir den deutschen Gemeinden wohl wünschen möchten. — Daher zeigt sich auch in den wohlthätigen Anstalten der französischen Colonie, und überhaupt in allen Gemeindeangelegenheiten ein musterhafter Wetteifer der Größten und Geringsten für alles Fördernde und Gute. — Und so hat es nicht fehlen können, daß einerseits das Bedürfniß dieser Gemeinde nach ausgezeichneten Kanzelrednern immer befriedigt worden, und daß andrerseits viele und distinguirte Glieder der deutschen Gemeinden sich in Rücksicht auf den Sonntäglichen Gottesdienst an die französische angeschlossen haben.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir fragen, warum in den sonntäglichen Kirchenlisten im Berliner Intelligenzblatte, die in den französischen Kirchen predigenden nicht

daß doch alle Reiche theils bei ihrem Leben, theils in ihren Vermächtnissen unsre öffentlichen Landes-Bibliotheken, deren Einkünfte sehr gering sind, bedenken möchten, die Ehre unsres Volks fordert es, daß wir nach der Göttinger Bibliothek nicht mehr wie nach der Bibliothek zu Alexandrien zu schmachten brauchen, der allgemeine Nutzen wird jede Aufopferung belohnen."

mehr wie vormals angezeigt werden, da doch in den Verzeichnissen der Aufgebotenen desselben Blattes die französischen Gemeinden nicht übergangen werden. Mehrere freiwillige Glieder dieser Gemeinde, die den Nachfolger des Herrn Staatsrath Ancillon, dieses vortrefflichen Kanzelredners, zu hören wünschten, haben nur mit Mühe erfahren können, daß er am ersten Weihnachtsfeiertage Vormittags in der Werderschen Kirche predigen wird.

Ich wage über die Autorschaft für diese Anfrage, namentlich ob Kleist sie geschrieben, keine sichere Entscheidung. Mein Gefühl sagt mir, daß die beiden Stücke, aus denen die Anfrage besteht, ursprünglich nicht zusammengehörten. Der Ton ist ein gar zu verschiedener. Ich glaube, daß der erste Theil aus einem größeren Artikel über die Kirchlichkeit der französischen Gemeinde genommen und zurecht gestrichen ist, worauf auch wohl die Gedankenstriche weisen: dies natürlich von Heinrich von Kleist als Redacteur. Daran reiht sich, in ganz anderem Stile, die nur dem Tagesbedürfniß dienende Auskunft über die Kirche, in der der Nachfolger Ancillon's, der durch Cabinetsordre vom 23. 11. 1810 bestätigte Prediger Théremin, am ersten Weihnachtstage predigen werde. Diesen zweiten Theil konnte freilich Kleist von jedem, den kirchliche Dinge interessirten, erhalten haben: vielleicht aber auch durch den Geheimen Postrath Pistor, unter dessen verantwortlicher Aufsicht das amtliche Berliner Intelligenzblatt herauskam.

Dieser Artikel der Abendblätter wurde von der französischen Gemeinde sehr beachtet. Eine Abschrift des-

selben befindet sich noch in ihren Acten. Das französische Consistorium behandelte die Angelegenheit in seiner Sitzung vom 31. December 1810; das Protokoll besagt darüber: „à l'occasion d'une insertion relative au billet d'église qui s'est trouvé dans *la feuille du soir* du 24. la compagnie a approuvé un avis que les redacteurs de la feuille seront requis par le secretair d'insérer." Vom „Avis" ist der Entwurf in den Acten der französischen Gemeinde vorhanden. Er wurde Heinrich von Kleist zugeschickt, der ihn in das 3. Abendblatt vom 4. Januar 1811, aufnahm:

Antwort und Berichtigung.

Welche auch die Absichten seyn mögen, wodurch die Einsendung der in dem Abendblatt vom 24sten dieses enthaltenen Anfrage, und der sie begleitenden Bemerkungen, veranlaßt worden ist, so glaubt das französische Konsistorium dem Publikum die Anzeige schuldig zu seyn:

Daß das Verzeichniß der in den französischen Kirchen zu haltenden Vorträge niemals, weder in das Intelligenz-, noch in sonst ein anderes öffentliches Blatt eingerückt worden ist, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch der zur Armenkasse fließende Ertrag der hiezu besonders gedruckten Listen vermindert werden würde,

und daß ein jeder auf eine sehr leichte und bequeme Art erfahren kann, wie, sowohl des Sonntags, als auch an den Wochentagen, der Gottesdienst in sämmtlichen französischen Kirchen gehalten werden wird; indem, gegen die geringe jährliche Bezahlung von 16 Groschen, zum Besten

der Armen, ihm alle Freitage die vollständige Liste ins Haus gebracht wird.

Da überdieß, wer diese kleine Ausgabe scheuen sollte, bei jedem Küster, ein gleiches unentgeldlich vernehmen kann, so läßt sich nicht wohl einsehen, wie es hat schwierig seyn können, in Erfahrung zu bringen, wer am Weihnachtstage oder an einem andern Sonn- oder Festtag, in dieser oder jener Kirche hat predigen sollen. Berlin, den 31sten Dezemb. 1810[1]).

Man empfindet nach den Eingangsworten der Berichtigung, daß sich das französische Consistorium über die Beweggründe und die Absicht für den ersten Abendblattartikel nicht sicher war. Es müssen weitere Erkundigungen eingezogen worden sein. In der Sitzung vom 14. Januar 1811 kam die Sache abermals zur Sprache, und das Protokoll besagt darüber: „L'avis relatif aux billets d'église a été admis dans *la feuille du soir*. Comme il y a du raison de croire que la direction de *la feuille d'intelligence* a destein d'inserer cependant la liste de nos prédicateurs, Mr. le Secretair Palmié a été chargé de parler à ce sujet, au conseiller Pistor.“ Das Resultat der Unterredung Palmié's mit Pistor faßt dann das Protokoll der Sitzung vom 28. Januar 1811 dahin zusammen: „Le conseiller Pistor a promis de renon-

[1]) Der Avis in den Acten der französischen Gemeinde hat in einzelnen Punkten anders: vom 24sten Dezemb. enthaltenen — veranlaßt worden, so — Grund — in sämmtlichen französischen Kirchen der Gottesdienst gehalten werden wird — am Weihnachts, oder an einem andern Sonn- oder Festtag. Es werden diese Abweichungen durch Kleist's die Zuschrift durchmusternde Redactionsfeder entstanden sein.

cer a l'insertion dans *la feuille d'intelligence* de la liste des prédicateurs françois."

Hinter der Dürftigkeit dieser Actenvermerke birgt sich natürlich ein Spiel lebendiger Beziehungen, Besprechungen, Abmachungen, natürlich auch zwischen Kleist und Pistor, dessen bestimmter Zusammenhang auch mit den Berliner Abendblättern hierdurch festgestellt werden konnte.

5. Unterbliebenes Pflichtwort der Vossischen Zeitung.

In „Kleist's Berliner Kämpfen" S. 667 habe ich berichtet, welche Aufnahme die Todesanzeige für Heinrich von Kleist und Henriette Vogel, die unberufen vom Kriegsrathe Peguilhen in die Vossische Zeitung vom 26. November 1811 geliefert worden war, in den mannichfachen Schichten des Publikums, bei Freund und Feind, gefunden hat. Dort sind auch die Königlichen Cabinets-Ordres mitgetheilt, die befahlen, dem Censor, welcher die Anzeige durchgelassen, einen ernstlichen Verweis zu geben und die von Peguilhen versprochene Schrift über Kleist und Vogel nicht zum Drucke zu verstatten.

Die amtliche Folge, welche Justus Gruner, damals schon vom Amt des Polizeipräsidenten in Hardenberg's Staatskanzlei übergegangen, dem Königlichen Befehl geben mußte, war für die Vossische Zeitung nicht angenehm. Sie selbst hatte von Kleist im Leben keine zarte Behandlung erfahren müssen. Jetzt, wo er nicht mehr dawar, brachte ihr eine Anzeige seines Todes, für die sie materiell gar nicht verantwortlich war, ärgerliche Verlegenheit. Sie erbot sich, um von der Sache loszukommen, freiwillig zu folgendem, in den „Acta be-

treffend die Censur-Angelegenheiten. II Vol. fol. 127" auf dem Geheimen Staats-Archiv zu Berlin befindlichen, noch ungedruckten

Pflichtwort
über die öffentlichen Anzeigen der neulichen Selbstentleibung.

Was kann romanhafter seyn, als der Roman der Wirklichkeit, wie er jetzt gespielt wird, und wie menschliche Verirrung ihn ausgebiert.

So lange gesunder Sinn und christliche Sitte auf Europäischen Boden war, ist es wohl noch nicht gehört worden, daß dem Selbstmorde so laut und öffentlich das Wort geredet wurde, als in jenen Anzeigen einer doppelten Selbstentleibung, in welcher, seltsam genug! Mord und Selbstmord zusammen kommen. Bedauert hat wohl jederzeit der Mensch und Christ solche unglücklich Verirrte, die nicht Lebensfassung genug hatten, dem melancholischen Todestriebe zu widerstehn und darum die verzweifelte Hand gegen sich selbst führten; aber öffentlich gerechtfertigt und dem gesammten großen Publikum des In und Auslandes, wohin diese Blätter reichen, zur feierlichen Scheu ja! gleichsam zum Muster gestellt, hat sie so weit Kunde reicht, noch Niemand. Sie sind unter Blumen und Lobgeräusch gefallen und Blumen und Lobgeräusch warten ihrer noch in der öden Stille des einsamen Sandes, wohin sie irrend ihre Gebeine streckten. Wenn daher die arme Verblichene schwärmerisch in ihrem Scheide-Briefe sagt: ich sterbe einen Tod, wie sich Wenige erfreuen können, gestorben zu sein, so kann sich das nur auf das einzigseltene Grabgetön beziehn, welches ihr bis über

die fernesten Grenzen, vermittelst eines öffentlichen weitgelesenen Blattes nachhallt; denn der Roman selbst ist, da er, wie alles zeigt, aus der gewöhnlichen Romanwelt gegriffen wurde, trotz aller zu erwartenden Verlieblichung hundertmal, wenn auch in andern Gestalten, da gewesen, und kann morgen wiederkommen, wenn solcher Leichen und Lobgesänge unglücklicher Selbstentleibung mehrere kommen, und in versprochenen Werken recht poetisch ausgeführt werden sollten. — Man verschone daher mit diesem ausgemalten Bilde verirrter Phantasie die ohnedem genug geirrte Welt — Man lasse solche Unglückliche ruhen, und verfolge nicht Blumenstreuend ihren Unglückspfad. Man decke nicht auf, was man decken (sic!) soll. Man kümmere sich, wenn man ihnen zugehört, über ihren Fehlschritt in der Stille, oder tröste sich darüber so gut man kann, und sey zufrieden mit der Stimmung des Zeitalters, die den unglücklichen Sand dieser Armen nicht aufwirft, um ihrer Gebeine oder ihrer Familien zu spotten, indem jedermann sich vor den Gefühlen seiner eignen Brust genug zu fürchten hat. Man übergebe sie der öden Stille, die sie suchten, und ihren bleibenden Theil der Hand dessen, dessen Ruf sie abzuwarten nicht stark genug waren. — Man rechtfertige endlich den gerechten Trieb des Verfassers von Gegenwärtigem, der das Wort dieser kurzen und treugemeinten Wahrheitsrüge, dem nahen und fernen Publikum, das jene Aufsätze las, ja der Gesetzlichkeit des Landes, in dem er lebt, schuldig zu seyn glaubt. W.

Diese „Wahrheitsrüge" ist im December 1811 verfaßt, da sie die beiden Anzeigen in der Vossischen Zeitung

vom 26. und 28. November voraussetzt; im Schlußsatze zeigt sich die Absicht, der „Gesetzlichkeit des Landes" zu genügen. Auf der ersten Seite des Originals steht unten: Vossische Zeitung. Ein sehr glückliches Elaborat ist das Schriftstück sicherlich nicht. Gruner war gewiß froh, als sich die Dinge so entwickelten, daß er an den Kopf des Aufsatzes die Worte setzen konnte:

ad acta
da die Betrachtung zu spät ist.

Gruner.

II. Briefe.

Von den Briefen Heinrich von Kleist's ist bereits eine große Masse gedruckt, doch braucht man nicht zu zweifeln, daß noch eine Anzahl hervortauchen wird, wie es dem Zufall des Findens oder dem Willen gegenwärtiger Besitzer gefällt. Das heute Vorhandene ist mancher Ausfüllung fähig und bedürftig, und auch aus Briefen an und über Kleist kann unsre Kenntniß seines Lebens und Wirkens, worauf doch alles ankommt, wohl noch vermehrt werden. Wenn ich, um der Sache willen, bei Mittheilung der nachfolgenden Briefe hier und da weiter ausgreife, so wird man dies Verfahren dem gegenüber, was dabei herauskommen kann, hoffentlich für gerechtfertigt halten.

1. An Heinrich von Zschokke.

In seiner 1842 zu Aarau erschienenen Selbstschau (1,204) erwähnt Heinrich Zschokke seines Umgangs mit Kleist im Winter 1801 auf 1802 und theilt „einen seiner Briefe“ aus Thun wörtlich mit. Zschokke empfing oder besaß also noch andere Briefe Kleist's, um die sich, wie ich höre, heutige Liebhaber bei Nachkommen Zschokke's eifrig und vergeblich bemüht haben. Ich vermag doch

wenigstens noch einen Brief Kleist's aus späterer Zeit an Zschokke, und zwar bei Zschokke selbst, nachzuweisen.

Zschokke gab seit 1807 im Verlage von Sauerländer zu Aarau die Miscellen für die neueste Weltkunde heraus, die in Süddeutschland eine ansehnliche Verbreitung hatten und nordwärts bis Berlin hinaufdrangen. Es wurde, da es, aber erst von 1808 ab, auch sogenannte Intelligenz-Blätter führte, zu buchhändlerischen und literarischen Anzeigen benutzt. So sind darin die Heidelberger Jahrbücher, das Wunderhorn, Görres' Volksbücher angekündigt: und auch der „Phöbus. Ein Journal für die Kunst, herausgegeben von Heinrich v. Kleist und Adam H. Müller."

Diese Ankündigung des Phöbus ist bekannt; es ist dieselbe, die als prächtiger Sonderdruck versandt wurde und z. B. im ersten Intelligenzblatt des Stuttgarter Morgenblattes von 1808 erschien. Hier heißt es am Schlusse: Cotta in Tübingen, Perthes in Hamburg, das Industriecomptoir in Weimar und die Realschulbuchhandlung in Berlin (d. i. Georg Andreas Reimer) nähmen Bestellungen entgegen. So auch in andern Journalen und allen biographischen Benutzungen dieser Ankündigung. Nur allein aber in Zschokke's Miscellen tritt außer den vieren als fünfter noch, der Bestellungen annehme, H. R. Sauerländer in Aarau hinzu. Es ist klar, daß hier eine Abmachung, und zwar bei räumlicher Entfernung der Betheiligten, eine briefliche Abmachung oder Benachrichtigung vorausgegangen sein muß: entweder mit Sauerländer oder mit Zschokke. Wahrscheinlich jedoch mit Zschokke als dem Herausgeber, da Jedermann für dergleichen Anliegen persönliche Beziehungen, wie Kleist sie eben zu Zschokke hatte, auszunutzen sucht.

Nun nimmt die Ankündigung des Phöbus gerade den Raum der ganzen vollen Vorderseite des ersten Intelligenzblattes der Miscellen vom 3. Februar 1808 ein. Früher also hätte jene bei Zschokke im Wortlaut nicht erscheinen können. Schon aber lesen wir in Nr. 5 der Miscellen vom 16. Jänner 1808 S. 20, unter den „Varietäten" am Schlusse, einen empfehlenden Hinweis auf den Phöbus. Zschokke meldet: „Es werden noch immer, neben den schon bestehenden ältern Zeitschriften (in Deutschland) wieder neue verkündet, davon besonders zwei für die Kunst mir vorzüglich Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Die eine soll in Wien erscheinen, von dem dramatischen Dichter D. Stoll und dem geistvollen Freiherrn Leo von Seckendorf redigirt. Sie wird den Titel Prometheus führen." Nun fährt Zschokke fort: „Die andere soll in Dresden erscheinen, wo Heinrich von Kleist und Adam H. Müller sich zu einem Kunstjournal Phöbus verbunden haben. H. v. Kleist, der glückliche Erbe eines in deutscher Literatur herrlichen Namens, hat sich schon durch einige genialische Produkte als einer der hoffnungsvollsten Dichter für die Bühne angekündet. Bisher herrschten seine Vorbilder, Shakespear und Sofokles, noch zu mächtig über ihn. Sein Geist wird sich der Vormundschaft entreissen, und zur Eigenthümlichkeit zurückkehren. Auch auf seine Verhältnisse hatte der traurige Krieg die bösesten Einflüsse. Er war bei der Kammer zu Königsberg in Preussen angestellt, nachher als Staatsgefangener ins Fort de Joux bei Neufchatel geführt, ohne daß sich ein Grund dazu denken ließ, und genießt erst seit einigen Monaten wieder seiner Freiheit."

Man bemerke den Gegensatz, wie äußerlich-geschäftsmäßig die kurze Anzeige des Prometheus, wie persönlich-individuell der Hinweis auf den Phöbus ist. Dieser letztere Hinweis besteht aus zwei Theilen: einem Urtheil über Kleist's bisherige literarische Leistungen und einer Mittheilung über seine jüngsten persönlichen Verhältnisse. Konnte Zschokke das Urtheil allein aus der Familie Schroffenstein und dem Amphitryon, die bis dahin im Druck vorlagen, gewinnen? Oder aber, hatte er dabei auch etwa noch Kleist's früher ihm bekannt gewordene Kunstabsichten und geplante oder begonnene Arbeiten im Sinne? Die persönlichen Mittheilungen aber konnte Zschokke damals nirgendswoher entnehmen, als aus einem Briefe Kleist's an ihn. Und zwar sehen wir, daß Kleist darin ungefähr da wieder anknüpfte, wo seine Verbindung mit Zschokke zuletzt aufgehört hatte. Es stand daher etwas mehr in dem Briefe, z. B. über die Anstellung in Königsberg, als in dem ebenfalls zu Empfehlung des Phöbus bestimmten Schreiben an Freiherrn von Altenstein (Zolling 1, S. CXIV) steht, das vom 22. December 1807 datirt ist. Auch der an Zschokke könnte am selben Tage geschrieben sein. Es ist der Begleitbrief zu der Ankündigung des Phöbus in den Miscellen und die Quelle für Zschokke's Angaben in der Mittheilung vom 16. Januar 1808.

Ich suche nun weiter herauszubringen, welche Aufnahme dem Phöbus, als er wirklich dawar, innerhalb der Zschokkeschen Miscellen zu Theil geworden ist?

Im Kritischen Beiblatt zu Nr. 24 der Miscellen, vom 23. März 1808, durchmustert ein Anonymus, der B* zeichnet, die damaligen deutschen Journale, die ihm sein

Buchhändler zum Neujahr gesandt habe. Ihm kommt darauf an, den Geistreichen zu spielen, ohne sich mit Arbeit oder Wissen zu beschweren. Zschokke ist es nicht, aber er hat doch den Artikel zugelassen. Da heißt es: „Phöbus vor Allen zog mich zuerst durch sein Strahlenkleid an. Ich merkte wohl, der Gott habe Geist, selbst Genialität in seinem Wesen, was göttliche Abkunft immer am schönsten verbürgt; aber wenig innere Kraft, denn er erzählte aller Welt mit vieler Naivetät, daß er sich der Unterstützung Göthe's freue; ja nicht einmal der Unterstützung, sondern nur der Empfehlung. Uebergroße, göttliche Bescheidenheit! — Wem eigene Kraft gebricht, den macht die Empfehlung eines Göthe nicht werther. Wer selber Kraft hat, bedarf keines Schutzpatrons. Die Maske sprach übrigens in sehr preziösen Ausdrücken viel von Kunst; die Kunstwerke, welche sie mir aber zeigte, waren tief unter den Idealen ihrer Theorie. Ich dachte bei mir: wohl ist's ein leichtes, über Kunst zu plaudern, denn heuer will alles Kenner sein; aber darum eben ist's so schwer, in solcher Unterhaltung zu gefallen, wo selbst Schiller und Göthe oft etwas langweilig gefunden wurden."

Diese Sätze enthalten etwas Mißgünstiges, selbst gegen Goethe und Schiller, und ihre Bestrebungen in den Horen und Propyläen. Die „Maske", die in preziösen Ausdrücken viel von Kunst gesprochen habe, ist die erwähnte Ankündigung des Phöbus, die freilich immer von „Kunst" in dem allgemeinen Sinne, und fast nicht von Literatur besonders redet. Insofern erfüllte allerdings das erste Phöbusheft dem Recensenten nicht die erregte Erwartung, das große Fragment aus der Penthesilea am Anfang und die übrigen Stücke

scheint er einfach überschlagen zu haben. Doch, die hervorstechende Anmerkung Kleist's zu seinem Gedichte „Der Engel am Grabe des Herrn" (S. 39), die hat der Anonymus gesehen und gelesen. Dies Gedicht, sagt Kleist da, sei durch das im Umriß beigegebene vortreffliche Bild Hartmann's veranlaßt worden; aber, fährt er fort: „Der Umriß . . bleibt, da seine Ausführung durch die Umstände sehr beschleunigt worden, weit hinter den Forderungen zurück, die wir selbst von uns machen." Hieraus also schöpfte der Anonymus sein Kunsturtheil. Was er über Goethe's Unterstützung oder blos Empfehlung zu sagen weiß, ist ebenfalls von außen hergeholt, und zwar aus der auf schmalem Octavblatt versandten „Anzeige betreffend den Phöbus 2c." (dem Exemplar des Phöbus auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin z. B. ist es vorgeheftet), worin es heißt: „statt der gewöhnlichen Art sich beim Anfang einer solchen Unternehmung auf die fremden Theilnehmer zu berufen, erklären wir nur, daß wir uns der Begünstigung Goethes erfreuen." Es erweist sich diese ganze Besprechung des Phöbus also als Literatenmache, der dadurch, daß ein übler Accent hinzugefügt wird, der Schein billiger Ueberlegenheit gegeben werden soll.

Eine sicher von Zschokke herrührende Beurtheilung Kleist's findet sich am Ende des Jahrgangs 1808 der Miscellen in Nr. 104 vom 28. December. Zschokke bespricht da die deutschen Dramen neuester Art. Er geht von Schiller aus, dessen Tod eine große Leere gelassen habe. Als Dramatiker, die nun in Betracht kämen, stellt er Werner (Attila), Kleist (Penthesilea) und Fouqué (Sigurd) hin. Werner wird wegen seiner Verchristlichung

der Stoffe abgelehnt, Fouqué erhält den Kranz. In die Mitte zwischen beide stellt er Kleist: „Heinrich von Kleist, minder bekannt als Werner (vielleicht zählt ihn das schreiende Heer der Romantik nicht zu ihren Kreuzzugsfahnen), Verfasser einiger dramatischen Versuche, wie die Familie Schrofenstein(!), der zerbrochene Krug u. s. w. die noch ganz Versuche sind einer ungeübten und ungereiften Kraft, verräth ungleich mehr Originalität und ächtpoetisches Talent, als Werner. Ihm scheint nur noch jene Fülle von Welterfahrung, Menschenkenntniß, jener Schatz mannigfaltigen Wissens zu fehlen, durch deren Benutzung das Genie sich erst verherrlichen kann. — Aus Nichts schafft man nichts. Genie ohne Reichthum vielseitiger Anschauung der Welt und der Kenntnisse, bleibt einseitig nnd dürftig. Napoleons Geist ward erst bemerkt in der Größe seiner Kraft, da er an der Spitze großer Heere stand; als lebenslänglicher Artillerielieutenant hätte weder die Welt ihn, noch er sich selbst erkannt.

Auch Kleist's neuestes Trauerspiel Penthesilea, die Königin der Amazonen, muß nur noch als ein solcher Vorübungsversuch angesehen werden. Aber die Funken eines vielverheißenden Geistes leuchten überall auch in dieser Uebung. Er kommt mir wie ein werdender Shakespear vor, der sich in den tragischen Formen des Sofokles bewegen möchte.

Noch mangelt ihm nicht sowohl das Vermögen der Ausschmückung des Einzelnen, als der sicher ordnende Ueberblick, wodurch alle zerstreute Parthien des Gemäldes ein harmonisches Ganze bilden, welches seiner Wirkung auf das Gemüth gewiß ist. Das Drama ist ein Akkord,

in dem kein Ton vergebens angeschlagen werden soll, der nicht verbunden mit allen andern für den Gesammtklang gehört.

Penthesilea ist im Wahnsinn eine Furie, die Abscheu erweckt, statt Grausen. Sie läßt den Achill von ihren Hunden zerreissen, und der Dichter zerriß muthwillig die Theilnahme, welche er zuvor in uns für die wunderbare Amazone entspann. Er beleidigt den Geschmack und empört das Zartgefühl, wo er nur Entsetzen hervorbringen wollte. Das Ekelhafte ist niemals Objekt der schönen Kunst.

Die Sprache dieses jungen Dichters ist sich noch allzuungleich; bald erhaben, bald burlesk; bald einfach, bald mit Bildern überladen. Penthesilea z. B. fährt den Herold Achills, der sie zum Kampf auffordert, mit folgenden Worten an:

Laß dir vom Wetterstrahl die Zunge lösen,
Verwünschter Redner, eh' du wieder sprichst!
Hört' ich doch einen Sandblock just so gern,
Endlosen Falls, bald hier, bald dort anschmetternd,
Dem klafternhohen Felsenriff entpoltern.

Die Klafterhöhe steht hier mit der Endlosigkeit in schlechter Nachbarschaft. — An einer andern Stelle shakespearisirt die erste Priesterin über eine Thräne, welche die wahnsinnige Penthesilea weint, folgendermaßen:

O! eine Thräne, du Hochheil'ge,
Die in der Menschen Brüste schleicht,
Und alle Feuerglocken der Empfindung zieht,
Und: Jammer! rufet, daß das ganze
Geschlecht, das leicht bewegliche, hervor
Stürzt aus den Augen, und, in Seen gesammelt,
Um die Ruine ihrer Seele weint.

So etwas pflegte man vorzeiten, da man noch auf das sah, was man Geschmack hieß, wohl Schwulst zu heißen. — Aber auch Verirrungen, wie diese, sind dem Kenner nicht unlieb. Shakespear und Schiller vergaßen sich in ihren Erstlingsstücken eben so; der übersprudelnden Fülle läßt sich nehmen, aber der magern Mittelmäßigkeit nichts geben."

Zschokke war ein gebildeter Rationalist und kenntnißreicher Philister. Aus diesem Grunde werden seine Urtheile über Werner und Fouqué nicht befremden. Bei seinen Worten über Kleist aber vernehmen wir, glaube ich, wieder einen wärmeren persönlichen Ton, der schon vorher von ihm angeschlagen worden war. Wieder Shakespear(!) und Sofokles(!). Wieder die gönnerhafte, etwas hofmeisternde Art, wie es Kleist besser machen müsse und wahrscheinlich werde. Auch ohne daß der Artikel gezeichnet ist, erkennen wir danach als den Verfasser Zschokke.

Beide Stellen, die von Zschokke aus der Penthesilea ausgehoben werden, stehen nicht in dem Fragment des Phöbus, sondern gehören den Schlußscenen der Buchausgabe an. Man möchte glauben, Zschokke sei durch das Phöbusfragment gespannt gewesen, wie das Trauerspiel seinen Ausgang nehmen werde. Es kann auch Zufall sein. Schrofenstein(!) und Zerbrochener Krug aber deuten in die mit Kleist gemeinsam verlebte Zeit zurück, und diese Erinnerung wird bei Zschokke stärker nachgewirkt haben, als die Thatsache, daß im Märzheft des Phöbus von 1808 der erste, vierte und fünfte Auftritt des Zerbrochenen Kruges, Goethe zum Trotz, gedruckt worden war.

2. An und von Hans von Auerswald.

Den Brief Kleist's an Zschokke und seine muthmaßliche Gleichzeitigkeit mit dem Schreiben an Altenstein hatte ich bereits gefunden, als sich durch den schon oben S. 5 erwähnten Königsberger Bericht eine Art neuer Bewährung ergab. Czygan meldet darin den Fund eines Briefes Kleist's an den Landhofmeister von Auerswald vom 22. December 1807, der im Interesse der Verbreitung des Phöbus geschrieben sei, und der ihn veranlaßt habe, die Beziehungen Kleist's zur Stadt Königsberg, seinen Verkehr und sein Leben darin, zusammenzustellen. Der Vortrag selbst ist ungedruckt geblieben. Czygan aber hat mir freundlich den Brief zur Verwerthung innerhalb meiner Arbeiten zugeschickt und dabei bemerkt, daß er ihn vor Jahren im Königsberger Staats-Archiv unter „O. P. L. I. 2. Diverse Litteratur-Sachen betreffend vom 22. Dec. 1807 bis zum Januar 1808" gefunden habe.

Wir wissen sicher, daß Kleist während seiner Königsberger Zeit im Hause Auerswald's, seines vorgesetzten Chefs, verkehrt hat. Die Ankunft Kleist's in Königsberg läßt sich jetzt auch, durch einen neuen Fund Czygan's, genau bestimmen. Nach Ausweis der Fremdenliste der Hartungischen Zeitung vom 5.—7. Mai 1805, die sich auch im Königsberger Intelligenzzettel abgedruckt findet, ist in diesen Tagen „der Lieutenant v. Kleist außer Diensten von Berlin im Hotel de Russie bei Gregoire in der Kehrwiederstraße" abgestiegen. (Heute nicht mehr Gasthaus, Theaterstraße 1.) Kleist ist also, fügt mein Königsberger Gewährsmann hinzu, mit der ordinären Post auf dem Königlichen Hofpostamt angekommen und von da in das

nahe Hotel gegangen, das in der Nähe des Schlosses sich befand, wo sein Vorgesetzter v. Auerswald wohnte und die Dienstbureaux sich befanden, in denen der junge Verwaltungsbeamte von nun an arbeiten sollte. Kleist zog dann nach der Löbenichtschen Langgasse Nr. 81 (an Ulrike S. 111), das Haus erhielt nachmals die Nr. 1, ist aber niedergelegt worden und heute nicht mehr vorhanden.

Nach dem unglücklichen Kriege und Frieden von Tilsit, 1807, war nicht Berlin, sondern Königsberg das einzige preußische Centrum, wo geistiges Leben herrschte. Ganz natürlich, daß Kleist mit dem Phöbus auch nach Preußen zu reichen suchte, und daß er sich an den ihm persönlich wohlwollenden Chef der Verwaltung wandte; er schrieb an Auerswald:

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheime Ober Finanzrath.

Ew. Hochwohlgebohren nehme ich mir die Freiheit, in der Anlage die Anzeige eines Kunstjournals zu überschicken, das ich, unterstützt von den H. p. Wieland, Göthe, für das Jahr 1808 herauszugeben denke. Mir werden die vielfältigen Beweise von Gewogenheit, die ich, während meiner Anstellung bei der Kammer, in Ew. Hochwohlgebohren Hause empfieng, ewig unvergeßlich sein. Durch den Herrn Grafen von Dohna, den ich die Ehre hatte, in Töplitz zu sprechen, werden Ew. Hochwohlgebohren vielleicht schon wissen, daß ich das Unglück hatte, auf meiner Rückreise von Königsberg in Berlin arretiert, und als ein Staatsgefangener nach dem Fort de Joux (bei Neufchâtel) abgeführt zu werden. Über diesen großen Umweg erst ist es mir geglückt, nach Dreßden zu kommen,

um einen, der Politik in jeder Hinsicht gleichgültigen, litterarischen Plan auszuführen, an dem ich arbeitete. Ich empfehle den Phöbus Ew. Hochwohlgebohren Schutz und Beförderung, erneuere mich damit in dem Andenken Ihrer sowohl, als Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin, Fr. und Frl. Tochter, und habe die Ehre mit der innigsten Hochachtung und Ehrfurcht zu sein

Ew. Hochwohlgebohren

unterthänigster

Heinrich von Kleist.

Dreßden, den 22. Dec. 7.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse N. 123.

N. S. Soeben lese ich in den öffentlichen Blättern, daß S. M. der König nach Elbing gegangen sind. Da Herr v. Altenstein ihm wahrscheinlich, wohin er auch gegangen ist, gefolgt sein wird, dies aber Ew. Hochwohlgebohren bekannt sein wird, so bitte ich unterthänigst, inliegenden Brief gnädigst für ihn auf die Post geben zu lassen.

H. v. K.

Dem Briefe lag die noch in Königsberg erhaltene, schöne Quart-Ankündigung des Phöbus bei, von welcher oben S. 18 die Rede ist.

Wir sehen also: wieder derselbe Inhalt, wie an Zschokke und an Altenstein. Ein paar neue persönliche Beziehungen klären leicht sich auf. Im September 1807 (an Ulrike S. 132) war Kleist mit dem österreichischen Gesandten von Buol von Dresden aus in Töplitz gewesen, und zu der „Menge großer Bekanntschaften, die er dort machte“ oder erneuerte, hat also auch Graf Dohna gehört. Auerswald's Frau war eine geborne Gräfin Dohna-Lauck;

seine verheirathete Tochter, der sich Kleist empfiehlt, seit 1802 die Frau Theodor von Schön's, der von 1802 bis 1806 in Berlin bei der Regierung gearbeitet hatte, mit Kleist gewiß also auch persönlich bekannt war (Aus den Papieren des Ministers ... von Schön 1,29. 39. 42). Er hatte wohl noch nicht erfahren, daß Frau von Schön am 16. August 1807 gestorben war. Unerwartet ist für uns auch, daß der gleichdatirte Brief an Altenstein, nach Ausweis der Nachschrift, als Einlage zunächst an Auerswald ging, und von diesem an Altenstein weiter gegeben wurde. So dürfen wir mit Zuversicht annehmen, daß auch, worauf Kleist gewiß sehr viel ankam, der König und die Königin von dem Plan seines Phöbus Kunde erhielten. Kleist's Verbindungen reichten weit hinauf und waren damals noch nirgends abgerissen.

Das auch wird ferner für Jeden, der preußische Beamtenverhältnisse kennt, zur Genüge bewiesen: daß Kleist, wie seine näheren Freunde immer behauptet haben, treu und tüchtig in seinem Dienste gewesen ist. Denn einem untüchtigen Manne, er heiße wie er wolle, bewahrt Niemand in Preußen ein dauerndes Interesse. Kleist, obwohl ausgeschieden aus dem Dienste, erfuhr dies Interesse fortgesetzt von Altenstein, wie wir wissen, erfuhr es nun aber auch von Auerswald. In den Königsberger Acten ist die Urschrift der Antwort erhalten, die dieser an Kleist richtete (mundirt und abgesandt am 8.1.1808):

An Herrn v. Kleist Hochwohlgebohren
zu Dresden.

Tit. Königsberg den 5. Jan. 1808.

Ew. p. gefäll. Zuschrift vom 22. v. Mts habe ich zu erhalten das Vergnügen gehabt. Ich danke Ihnen für

die mir darin gemachte Mittheilung der Anzeige des für das Jahr 1808 herauskommenden Kunstjournals verbindlichst, und benachrichtige Sie, daß ich es mir angelegen seyn lassen werde, solche nach Möglichkeit zu verbreiten. Ich hoffe, daß der Erfolg dieses Unternehmens Ew. p. Wünschen entsprechen wird, da Sie dieses Institut gewis mit dem regsten Eifer für die Kunst leiten werden und auf Beiträge von den ersten Schriftstellern Deutschlands rechnen dürfen.

Ich habe die Ehre ꝛc.

A(uerswald).

Die Antwort scheint unmittelbar nach dem Eintreffen des Briefes aufgesetzt zu sein, sie hat ohne Zweifel etwas geschäftsmäßig-Bureaukratisches an sich. Daraus darf man aber nicht folgern, daß sie für Kleist geringwerthig oder gleichgültig gewesen sei. Denn daß ein so viel beschäftigter Verwaltungschef überhaupt eine nicht in sein Ressort fallende Antwort giebt, ist das Entscheidende. Keine Antwort wäre für Kleist, der als Offizier diese Art Sprache recht gut verstanden hätte, das untrügliche Anzeichen gewesen, daß man sich nichts mehr aus ihm mache, und seine Rolle in der preußischen Verwaltung für immer ausgespielt sei.

3. An Ulrike.

Von den Briefen Heinrich von Kleist's, die wir gedruckt besitzen, ist eine beträchtliche Anzahl undatirt, und die Herausgeber der geschlossenen Briefmassen, Koberstein und Biedermann, haben es nicht an Eifer und Scharfsinn fehlen lassen, um der aus diesem Mangel

fließenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Mit den ihrer Zeit vorhandenen Hülfsmitteln ist von ihnen geleistet worden, was schlechthin unsere Achtung erfordert. Trotzdem muß Manches hier noch gethan werden, und schon ist es gelungen, mit Schärfe und an der Hand neuen Materials einzelne Ansätze richtig zu stellen. In „Kleist's Berliner Kämpfen" vorgebrachtes Material setzt mich in den Stand, den undatirten Brief Nr. 55 bei Koberstein, von Kleist in Frankfurt an seine Schwester Ulrike geschrieben, genauer als vorher geschehen konnte, zu bestimmen.

Der Brief betrifft die Wiederanstellung Kleist's im Militair. Er war nach Frankfurt hinübergegangen, um sich zu einer kleinen Einrichtung, die dies nöthig machte, von seiner Schwester Ulrike oder durch ihre Vermittelung von einer ihm verbliebenen Hypothek Geld zu verschaffen. Wahr ist, daß seine Schwester bei seinem Anblick nach Kleist's Auffassung ungeheuer erschrak: was die Biographen natürlich sich für ihre Construction des kranken Kleist nicht entgehen lassen. Wahr aber ist auch, daß Kleist sich der Schwester im selben Briefe nicht wie ein Verstoßener, sondern wie Jemand, der auf der Schwester Liebe ein natürliches, nicht vertilgbares und unverlorenes Anrecht habe, zum Essen ansagt und in einer halben Stunde bei ihr war: diese Thatsache scheint für dieselben Biographen, weil sie die Herausarbeitung schärferer Effecte verhindert, doch lieber nicht zu existiren.

Koberstein hat diesen Brief in den Sommer 1811, zwischen einen vom März und einen vom August d. J. verlegt; er konnte nicht wissen, wann Kleist im Militair wieder angestellt wurde. Aber noch jetzt laufen über

den Brief irrige Auffassungen um. Man stellt es dar, als sei der Versuch, sich in Frankfurt Geld zu schaffen, erfolgt, ehe Kleist am 19. September 1811 sich an den Staatskanzler um den Vorschuß von 20 Louisd'or wandte. Nun aber schreibt Kleist an Hardenberg den 19. September: das königliche Schreiben, das ihn im Militair anstelle, habe er soeben empfangen. Es kann also die Reise nach Frankfurt und der Brief Nr. 55 an Ulrike, nicht zwischen Empfang des königlichen Schreibens und Absendung des Gesuches an Hardenberg fallen. Also Kleist's Frankfurter Reise und Kleist's Frankfurter Brief liegt hinter dem 19. September, und wir behalten theoretisch für den Ansatz desselben den ganzen Raum der zwei Monate bis zu seinem Tode frei. Es ist aber anzunehmen, daß Kleist erst nach Frankfurt ging, nachdem er einige Zeit schon vergeblich auf Antwort aus der Staatskanzlei gewartet hatte. Ja, seine bittre Hindeutung auf den noch wie frisch erlebten Vorfall in den letzten Briefen an die Cousine Marie von Kleist macht es wahrscheinlich, daß die Reise nach Frankfurt mehr in der letzten Zeit seines Lebens ausgeführt wurde. Ich glaube, daß wir den Brief Nr. 55 bei Koberstein in den October 1811 zu setzen haben.

4. An Iffland.

Zu der Billetfehde zwischen Kleist und Iffland wegen des Käthchens von Heilbronn 1810, die in Teichmann's Litterarischem Nachlasse (S. 273) abgedruckt ist, bemerkte ich bereits kurz in den „Berliner Kämpfen" (S. 182), daß Kleist's Schmähbrief vom 10. August 1810 in ganz Berlin und durch die Presse auch nach außerhalb bekannt geworden

sei. Ich bringe zum Beweise dessen die folgende Berliner Correspondenznachricht aus den in Hamburg erscheinenden „Nordischen Miszellen“ Nr. 42, vom 21. October 1810, S. 341:

Berlin, vom 16. October [1810.]

„. . In den Theater-Kritiken, welche die ersten Nummern dieser Abendblätter enthalten, ist ein neckender Geist gegen die Person des Schauspiel-Directors Iffland nicht zu verkennen, und es soll dies, wie allgemein behauptet wird, in der persönlichen Abneigung des Herrn H. von Kleist gegen denselben seinen Grund haben, woran Iffland nicht ganz unschuldig ist, wie aus Folgendem erhellet: Herr von Kleist hat nämlich ein Schauspiel, Kätchen von Heilbron betitelt, welches schon auf andern Bühnen gegeben ist. Dies sandte er Herrn Iffland, um es hier aufführen zu lassen. Iffland behielt es lange Zeit, antwortete dem Verfasser nicht, sondern gab es einem seiner Bekannten endlich mit der Erklärung zurück: er könne es nicht einstudiren lassen, denn es gefiele ihm nicht. So erhielt es Herr von Kleist durch die dritte Hand wieder. Darüber äußerst beleidigt, schrieb er ein Billet an Iffland, welches nachher im Publikum zirkulirte, und worin er sich eben nicht auf die delikateste Weise zu rächen gesucht hat.“

Wer den kurzen Brief Kleist's vom 10. August 1810 im Kopfe hat oder bei Teichmann nachliest (ich mag ihn hier nicht wiedergeben), wird sofort erkennen, daß die Correspondenz von „sondern gab es — gesucht hat“ ganz und gar auf jenem Briefe fußt, den Namen des Bekannten und die Art der Rache aber absichtlich ins

Allgemeine stellt. Der Ausdruck „es gefiele ihm nicht" ist wörtlich aus dem Billet genommen.

Ein zweiter Fall also, wo, wie vorher von Zschokke, eine briefliche Mittheilung Kleist's öffentlich in der gleichzeitigen Presse benutzt erscheint.

5. An Georg Andreas Reimer.

Von Heinrich von Kleist's Briefen an den Berliner Verlagsbuchhändler Georg Andreas Reimer, der für die Berliner Romantiker das war, was Johann Georg Zimmer für die Heidelberger, sind eine Anzahl durch Zolling's Ausgabe (1, S. CXXVI und Nachtrag S. CLII) bekannt geworden. Gewiß fehlen mehrere noch oder sind verloren gegangen. So z. B. müßte Kleist von Dresden aus eine briefliche Abrede mit Reimer wegen der Einfügung seines Namens in die Ankündigung des Phöbus getroffen haben. In Berlin verkehrten beide Männer freundschaftlich mit einander und gehörten zur christlich-deutschen Tischgesellschaft. Alles was den Verlag Kleistischer Schriften bei Reimer anging, konnte mündlich abgemacht werden, so daß es nur gelegentlicher kleiner Billets, die über ein paar Straßen von der Mauer- zur Kochstraße hin Boten übermittelten, bedurfte, um die Geschäfte in Gang zu halten: es müßte denn sein, daß es sich bisweilen um Dinge handelte, die von Jedem lieber schriftlich als mündlich angerührt wurden. Ich selbst besitze zwei noch ungedruckte, sachlich in den „Berliner Kämpfen" benutzte Schreiben Kleist's an Reimer, die ich nun im Wortlaut vorlege.

Das erste Schreiben:

In den Heften, liebster Reimer, die Sie mir geschickt haben, finde ich die Erzählung nicht. Es ist mir höchst unangenehm, daß Ihnen diese Sache so viel Mühe macht. Hierbei erfolgt inzwischen die Marquise von O. . . . — Was das Käthchen betrifft, so habe ich, meines Wissens, gar keine Forderung gethan; und wenn ich wiederhole, daß ich es ganz und gar Ihrem Gutbefinden überlasse: so ist das keine bloße Redensart, durch welche, auf verdeckte Weise, etwas Unbescheidenes gefordert wird; sondern, da ich gar wohl weiß, wie es mit dem Buchhandel steht, so bin ich mit 80, ich bin mit 60 Thalern völlig zufrieden. Wenn es nur für diese Messe gedruckt wird.

Ihr H. v. Kleist.

Dies Schreiben fällt hinter das kleine undatirte Billet (bei Zolling 1, S. CLII), mit dem Kleist das Käthchen Reimer überschickt und dabei sagt: „Honorar überlasse ich Ihnen, wenn es nur gleich gedruckt wird." Dies Billet sowohl wie das neue oben abgedruckte gehören in den Sommer 1810, da das Käthchen von Heilbronn zur Michaelismesse 1810 erschien. Zur selben Messe kam nun auch der erste Band der „Erzählungen" heraus, in dessen beginnende Drucklegung uns der Anfang des obigen Billets einführt. Kleist muß Reimer um Hefte des Phöbus gebeten haben, aus denen er die Druckvorlage für den ersten Band der Erzählungen herrichten wollte. Dieser Band enthält den Michael Kohlhaas, die Marquise von O. . ., beide vorher im Phöbus, und das Erdbeben in Chili. Die Marquise von O. . . steht im zweiten, der Michael Kohlhaas im sechsten Stück des

Phöbus von 1808. Das Heft mit dem Kohlhaas fehlte Kleist also noch, als er das Billet an Reimer schrieb und inzwischen die Marquise von O. . . zum Druck einlieferte.

Der zweite Brief:

Mein liebster Reimer,

Können Sie nicht die Gefälligkeit für mich haben, mir, für den Z. K. das Honorar, das Sie mir zugedacht haben, zu überschicken? Ich bin, wegen der Lage meines Abendblatts, in mancherlei Bedrängniß; die indirecte Zerstörung desselben ist völlig organisirt, man hat mir sogar angekündigt, daß man mir ein für allemal das Zeitungsbülletin, das ich darin aufnahm, streichen würde. Ich bin im Begriff, mich unmittelbar an den König zu wenden — doch davon denke ich Sie mündlich weitläufiger zu unterhalten. — Der Brief ist doch besorgt?

Ihr

H. v. Kleist

d. 12t D. 10.

Es handelt sich um das Honorar des Zerbrochenen Kruges, der 1811 bei Reimer erschienen ist. Wegen der Lage des Abendblatts, die Kleist's Bitte um Vorschuß herbeiführte, verweise ich auf „Kleist's Berliner Kämpfe“ S. 120, wo die Schwierigkeiten, mit denen Kleist im December 1810 zu kämpfen hatte, im Zusammenhange dargestellt sind. Er bat sich damals auch vom Hofrath Römer 50 Thaler Vorschuß aus. Die Eingabe an den König hat, wenn auch ein halbes Jahr später, stattgefunden.

Ein Brief Kleist's, wegen dessen Besorgung am Schlusse nachgefragt wird, ist bis jetzt wenigstens nicht festzustellen; es könnte freilich auch ein Brief Reimer's, im Interesse Kleist's geschrieben, darunter verstanden werden. [1])

6. Von und an Achim von Arnim.

Wie nahe sich Kleist und Arnim während der Jahre 1810 und 1811 gestanden haben, geht aus der ganzen Art ihrer in Gemeinschaft mit einander geführten politischen und literarischen Kämpfe hervor. Von Brieflichem, das die beiden Freunde beträfe, ist indeß nur wenig erhalten, auch bei ihrem eigentlich nur persönlichen Verkehre während der beiden Jahre in Berlin gewiß nicht viel dagewesen. Für Königsberg, wo Kleist und Arnim sich die Monate December 1806 und Januar 1807 noch zugleich aufhielten, fehlt sichre Spur, daß sie sich näher getreten wären. Indessen die gleiche

---

[1]) Aus Georg Andreas Reimer's Bücher-Conten, deren Ein- und Durchsicht ich dem freundlichen Entgegenkommen des heutigen Verlagsinhabers Dr. de Gruyter verdanke, bemerke ich, daß Gustav von Brinckmann Abnehmer des Phöbus war. Ebenso hatte auch Herr von Haza, der erste Gatte von Adam Müller's Frau und Kleist's Freundin, ein Bücher-Entnahme-Conto bei Reimer. In des letzteren Nachlaß befindet sich eine undatirte Zuschrift von Adam Müller an Reimer: „Der Herr Landrath und Direktor der Südpreußischen Oek. Sozietät von Haza giebt mir den Auftrag, mich für ihn an Sie zu wenden" (folgt Bestellung von Büchern für Haza's Bibliothek). Ferner wünsche er eine Sammlung von Reisebeschreibungen für Kinder, jedoch irgend eine andre als die Campische, ohne grade für Kinder bearbeitet zu seyn, „da Herr von Haza durchaus keine moralische Lesebücher bey dem Unterricht seiner Kinder gebrauchen lassen will. A. H. Müller." Adresse (für die Bücher): An Herrn Landrath und Direktor der Südpr. Oek. Soz. von Haza, Erbherrn auf Lewitz zu Kurnatowic bey Zirke in Südpreußen.

verehrende Zuversicht, mit der beide im noch frischen Unglück des Vaterlandes, Kleist am 6. December 1806 (an Ulrike S. 112), Arnim im selben Monat (Arnim und Brentano S. 209), von der Königin Luise schreiben, läßt sie uns bereits für damals als gleichgesinnte Preußische Patrioten erkennen. Ihre Freundschaft schlossen sie aber erst in Berlin. In einem Brieffragment, das Herr Dr. Rahmer bekannt geben wird, sagt Kleist im Sommer 1811 noch, daß Arnim, den er aber, seit er ein junger Ehemann war, wenig sehe, ihm von allen der liebste sei. Bald, im August 1811, reiste Arnim mit seiner Frau von Berlin ab, und die einander treugesinnten Freunde haben sich im Leben nicht mehr wiedergesehen.

Wir kennen bereits einen Brief Kleist's an Arnim vom 14. October 1810 (bei Zolling 1, S. CXXII). Ein Schreiben Arnim's an Kleist habe ich in „Kleist's Berliner Kämpfen" S. 101. 212, wo ich den Kampf der Freunde gegen das Napoleonische System und gegen das Ifflandische Theater darstelle, beschrieben und theilweise verwerthet. Die Adresse lautet:

An
H. v. Kleist
Hochwohlgeb.

und die Zuschrift beginnt ohne weitere Anrede:

Aeronautische Aufforderung.

Es wünscht jemand einen Reisegesellschafter zu einer Luftfahrt in das Innere von Afrika, die Auffahrt soll in Ceuta gehalten werden und mit den regelmäßigen Winden kann die Niederkunft am Cap der guten Hoffnung in vierzehn Tagen geschehen, Lebensmittel werden auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft.

Neue Religion.

Seit einiger Zeit wird in mehreren Gegenden Deutschlands eine neue Religionssekte bemerkt, sie unterscheidet sich in nichts von anderen Christen und Juden, als daß sie sich des Zuckers und Kaffe's enthält; Kinder hoffen dadurch ihr Leben zu verlängern um das Alter der Conscription zu erreichen.

Sonderbares Versehen.

Durch einen unerklärlichen Zufall sind neulich bey der Aufführung der unvergleichlichen Iphigenie in Tauris, der einzigen ernsten Oper in der Welt, ein Paar Tänze aus dem Ballette Der Opernschneider am feierlichen Schlusse zwischengetreten, welches dem Publikum große Belustigung gewährt hat. Das Publikum erklärte sich nachher, daß es zwar dankbar wäre für die Aufmerksamkeit ihm Ballette zu geben, sie bäten sich aber dergleichen, wenn es nirgends gut anzubringen wäre lieber als Nachspiel aus, auch wäre es ihm lieb, wenn die Tänzer die drey oder vier Zusammenstellungen, die sich seit der Vigano noch immer wie alte abgenutzte Dekorationen herumtreiben, endlich einmal mit ein Paar neuen vertauschten besonders in einer heroischen Oper; gern würde es auch im ersten Aufzuge statt des Gespringes des einen Herren den Doppeltanz der beyden Krieger sehen, wie er in Paris aufgeführt wird, das Vollendetste in Wirkung und Zusammenhang im Gegensatze der beyden Gefangenen, die traurig und erschöpft nachgeführt werden, was je die Tanzkunst hervorgebracht hat.

Diese Zuschrift Arnim's ist eine Darbietung von kleinen Beiträgen zu den Berliner Abendblättern. Nur den

dritten hat Kleist zum Abdruck gebracht, im 30. Abendblatt vom 3. November 1810, mit der Unterfertigung *ava*. Und demgemäß findet sich auf Arnim's Blatt von Kleist's kräftiger Hand mit tiefschwarzer Tinte der Redactionsvermerk: + N. 2 (denn Nr. 1 dieses Abendblattes war Kleist's Hans Sachsische Dichtung „Gleich und Ungleich") und drüber noch: Theater. Im Texte sind einzelne unsichere Züge Arnim's von seiner Feder nachgezogen und eine Klammer eingesetzt. So ist das Blatt in der Druckerei gewesen, und dann hat Kleist im Correctur-Satze nach seiner Art einige Interpunction zugefügt und Kleinigkeiten geändert.[1])

Der zweite Schriftsatz „Neue Religion" ist ein bitterer Scherz gegen die Continentalsperre, den Kleist doch noch für so bedenklich hielt, daß er ihn nicht durch die Klippen der Censur hätte hindurchbringen können: Kleist's Berliner Kämpfe S. 101.

Die Aeronautische Aufforderung knüpft der Form nach an die Fehde über die Luftschiffahrt an, in die Kleist mit dem Berliner Professor Jungius gerathen war: der letzte Artikel über „Aeronautik" hatte im 26. Abendblatt vom 30. October 1810 gestanden. Arnim's „Aeronautische Aufforderung" ist absichtlich, wie man empfindet, so zweideutig gehalten, daß sie auch auf

[1]) Folgende Aenderungen von Kleist im Satze: Versehn; bei; Iphigenia; ernsten (gesperrt!); zwischen getreten; vor und hinter „für die Aufmerksamkeit" je ein Komma; es bäte; hinter „wäre" Komma; hinter „aus" Semikolon; drei; hinter „vertauschten" Komma; vor und hinter „statt des Gespringes des eines (!) Herrn" je ein Komma; beiden; beiden; Komma hinter „Gefangenen" gestrichen; am Schlusse „hat" gestrichen. In der Handschrift von Kleist „im Gegensatze — werden," in Klammer eingeschlossen.

die gute Hoffnung und Niederkunft einer Frau bezogen werden darf und soll. Er kann, denke ich mir, doch nur ein künftiges Ereigniß von Wichtigkeit im Auge gehabt haben. Bemerke ich nun den Ort Ceuta, Gibraltar gegenüber an der nordafrikanischen Küste, der im damals andauernden französisch-spanischen Kriege von den Spaniern gehalten wurde, und verbinde damit die Nachricht im 15. Abendblatt vom 17. October 1810: „Nach einem Briefe aus Fontainebleau in der Liste der Börsenhalle ist am 31. September die Schwangerschaft Ihrer Majestät der Kaiserin dem diplomatischen Korps officiel angezeigt, auch der Reichserzkanzler nach Paris abgefertigt worden um dem Senate diese erfreuliche Mittheilung zu machen" — so neige ich der Auffassung zu, als habe Arnim, in einer für die Censur möglichst unfaßbaren Form, die in Fontainebleau ausgegebene Kunde im Sinne der Preußischen Patrioten treffen wollen. Auch dieses Stück hat Kleist für die Berliner Abendblätter nicht benutzt oder — hätte es nicht benutzen dürfen.

Ich kenne nur noch ein einziges Blatt von Kleist in Arnim's Hinterlassenschaft, das dieser sich zur Erinnerung an den todten Freund in sein Stammbuch eingeklebt hat: ein rascher Bescheid von Kleist auf eine Anfrage Arnim's nach der Adresse Adam Müller's. Da Adam Müller am 7. Juni 1811 von Berlin nach Wien fortging, so fällt das Blatt in die Zeit bis Anfang August 1811. Kleist schrieb:

Adam Müller wohnt Wien N. 871 beim
Freih. du Beine

H. v. Kleist.

Der k. k. Hof-Bibliothek in Wien verdanke ich, durch Herrn Dr. Schöchtner, die Angabe, daß im Hof- und Staats-Schematismus des österr. Kaiserthums Jahrg. 11 S. 215 bei der Rubrik Kais. kön. oberste Justizstelle als wirklicher Hofsekretär aufgeführt wird: „Herr Alois Freih. du Beine-Maschamps, wohnt in der Riemerstraße 871."

7. Von Otto Heinrich Graf von Loeben.

Otto Heinrich Graf von Loeben ist, soweit seine Beziehungen zu den Heidelberger Romantikern und den Berliner Patrioten in Betracht kommen, in Kleist's Berliner Kämpfen S. 490 behandelt worden. Ueber die Heidelberger Zeit haben wir noch nicht sehr reichliche Nachrichten. Er wurde dort, wie wir wissen, mit Görres, Arnim, Brentano bekannt. Daß er auch ihren Gesinnungsgenossen Creuzer kennen lernte, darüber vermag ich jetzt ein Zeugniß beizubringen. Karl August Böttiger scheint bei Creuzer wegen des jungen Grafen, der sein Dresdener Mitbürger war, angefragt zu haben; worauf Creuzer am 10. Januar 1808 antwortete (Handschrift auf der Königl. Bibliothek in Dresden): „Der Graf von Löben hat mich einmal besucht, und außerdem hab ich (ihn) einigemal in Gesellschaft gesehen. Er wird hier, wie ich höre, sehr geachtet, lebt aber zurückgezogen. Man lobt seinen Charakter und seinen Geist, und seine Gedichte werden von vielen geschätzt." Man empfindet, wie Creuzer hier etwas leidlich Gutes über den jungen Grafen berichtet, in dem Böttiger gegenüber begreiflichen Bestreben, nicht mit voller kritischer Schärfe über die literarischen und dichterischen Versuche Loeben's selbst urtheilen zu müssen.

Daß Graf Loeben in Berlin, bis er Anfangs März 1810 wieder wegging, Anschluß an den gesammten Kreis der Patrioten hatte, steht fest: daher auch an Heinrich von Kleist, durfte geschlossen werden. Inzwischen habe ich nun auch einen neuen Beweis dafür gefunden. Ein Brief von Loeben an Georg Andreas Reimer, den ich jetzt besitze, lautet:

Nennhausen bei Rathenow.
11. Febr. 1811.

Ew. Wohlgeboren

werden durch Herrn Profeßor Bernhardi unterrichtet seyn, wie ich mich freuen würde meinen Schäfer- und Ritter Roman Arkadien, deßen erster Theil zu Ostern erscheinen soll, in Ihrem geschätzten Verlage herauskommen zu sehn und wie ich recht sehr wünschte, zur Erfüllung dieses Verlangens durch mein eigenes Fürwort beitragen zu können, dieses indeßen unmöglich in langen und prächtigen Worten meinem liebgepflegten holden Kinde selbst beigeben kann, und es mir daher genügen muß zu hoffen, daß irgend ein Urtheil, etwa von Herrn v. Kleist oder Mad: Sander, denen einzelne Stellen bekannt wurden, zu Ihren Ohren gedrungen seyn möchte.

Von meinem Herzensfreunde Fouqué erfuhr ich, daß Schüzens Paradies der Liebe in der Realschulbuchhandlung erscheinen soll, und Fouqué hegt den Wunsch, daß beide ihrer Meinung nach verwandte Werke in Einem Verlage erscheinen möchten, welches ihm in vieler Hinsicht schön und paßend erscheint. Auch würde ich in Betreff der Bedingungen mir recht gern die nämlichen ausmachen, welche mir Fouqué als die des Herrn von Schüz an-

geführt hat, den Erfolg des Verlags zu erwarten und hierauf erst ein Honorar zu empfangen. Der Druck des 1. Theiles, welcher aus 6. Büchern besteht, kann meinen Wünschen nach in spätestens 3. Wochen angehn, da er sonst auch bis zur Ostermeße nicht fertig werden kann. Ich lege den Anfang des MScripts, und eine Stelle aus dem 3. Buche zur Ansicht bei und bitte um Rücksendung beider, wie mir überhaupt an baldigst gütiger Antwort, die ich hieher zu senden bitte, gelegen ist. Den Druck würde ich mir auf jeden Fall mit Ungerscher Schrift ausbedingen, die zweite Correctur aber, im Falle ich nicht mehr hier seyn sollte, wird der Baron Fouqué zu besorgen für mich die Freundschaft haben.

In der Hoffnung der Annahme meines Vorschlags, und mit den Versicherungen einer ausgezeichneten Hochachtung bin ich

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebner

O. H. Graf v. Loeben.

(Nachschrift:) Anzuführen vergaß ich, daß Arkadien 2. Theile erhält, und der andere zur Michaelismeße herauskommen soll, wohl auch noch eher gedruckt werden kann.

Reihen wir nur die Namen Bernhardi, Kleist, Frau Sander, Fouqué, Schütz an einander, so sind es dieselben, die wir auf dem von Brentano (Berliner Kämpfe S. 442) beschriebenen Abendschmause beim Buchhändler Sander wiederfinden. Sander hatte damals Loeben's von Brentano bespöttelte Gedichte verlegt. Frau Sander spielte die Frau von schönem Geist. Ihr also und Kleist

hatte Graf Loeben Theile seines Schäfer- und Ritterromans aus der Handschrift vorgelesen.

Loeben bezeichnet selbst, obwohl er Fouqué die Worte in den Mund legt, seine Dichtung und die Wilhelm's von Schütz als verwandt mit einander. Sie sind es auch. Beide dermaßen zerfließend in Charakteren und Situationen, daß die Lectüre fast nicht zu fester Vorstellung dessen, was sie eigentlich wollen, gelangen läßt. „Der Garten der Liebe von Wilhelm von Schütz. Erstes Buch" — so heißt das ohne Ort und Jahr erschienene Werk — handelt von einem im Thale Estrena in Valencia lebenden Schäferjüngling Darinel, der in Liebe und Freundschaft nach Carissus schmachtet. Helden, Königstöchter, Waldbrüder und Schäfer, alle in tugendsamster Mischung neben- und durcheinander. Zahlreich eingelegte Gedichte. Es fehlt keins der geläufigen Requisite der Schäferpoesie. Das erste Buch schließt damit, daß Darinel und Carissus sich wiederfinden. Mehr, als dieser Band, ist nicht erschienen. Er war also gleichsam Muster für Loeben's Schäfer- und Ritterroman Arkadien in zwei Bänden. Eine Anspielung auf den von Loeben brieflich nicht genau bezeichneten Titel „Paradies der Liebe" findet man gleich Anfangs (1,8): „Das Paradies der Liebe ist erstanden", und weiter (1,14): „Die wahren Leiden der Liebe" sind „himmlischer Art", wie bei Schütz. Aus den Gedichten auf S. 41 und 49 kann man Brentanosche Klänge, namentlich der Einsiedlerzeitung, vernehmen. Auch das Sonett gedeiht üppig in diesem Garten der Liebe. Die Verschäferung und Verritterung der auftretenden Personen ist bis zur bedenklichsten Uebertreibung durchgeführt. Alles Charakteristische der

Personen zergeht, ebenso wie das Örtliche. Elbe, Heidelberg, Würzburg, Alpen, Wien, Prag kommen vor und bedeuten ungefähr die Gegenden, wo Loeben zu Hause war oder reisend mit den Brüdern von Eichendorff sich aufgehalten hatte. Man könnte denken, daß der lange, lange Roman wie in Wettarbeit mit „Ahnung und Gegenwart" entstanden sei. Aber welche innere Verschiedenheit zu Gunsten Eichendorff's und Ungunsten des Grafen Loeben. Wie erklärlich von diesem Gesichtspunkte aus die Entfremdung zwischen den Jugendfreunden, die sich eben damals herauszubilden begann.

„Der Garten der Liebe" ist bei Reimer (in den sogenanten Ungrischen Typen) herausgekommen: „Arkadien" nicht. Was für ein Urtheil könnte wohl der seine eignen Dichtungen mit so schwerem Ernste durch- und zusammenarbeitende Kleist, wenn von Reimer befragt, über die literarischen Schlinggewächse Arkadiens abgegeben haben! Der Roman ist weder bei Reimer, noch auch bei Sander, sondern bei Christian Gottfried Schöne in Berlin 1811 erschienen.

Arkadien, in Nennhausen zu Stande gekommen, hatte sich gewiß der berathenden Theilnahme des Herrn und der Frau von Fouqué zu erfreuen gehabt, und ehe noch die Druckerschwärze recht trocken war, ist auch schon von ihnen eine Besprechung des ersten Theiles in den Preußischen Hausfreund Nr. 44 vom 1. Juni 1811 geliefert worden. In welcher Art Fouqué in der Zeit mit diesem Berliner Blatte zusammenhing, wird unten S. 74 auseinandergesetzt; die anonyme Anzeige lautet:

„Dies neue Werk eines bereits wohlbekannten Dichters tritt gewissermaaßen als der erste Nebenbuhler der hoch-

gepriesenen Spanischen und Italiänischen Schäferromane auf, in welcher Hinsicht es einen von Opiz und spätern Dichtern des 17ten Jahrhunderts geahneten Lorbeer zu brechen strebt. Doch wird der erste Hineinblick in die Erzählung sowohl, als auch in den reichen Strom der Lyrik, der sich durch sie hinbewegt, die vollste Originalität darthun, und zeigen, wie hier durchaus keine Nachahmung Statt findet, sondern Idee und Ausführung des Romans ausschließlich deutsch sind.

Anmuthige Gestaltungen des Schäferlebens bilden gleichsam die Arabesken um das Gemälde der ganzen Dichtung, wobei nicht von der eintönigen Hirtenmelodie eines blos idyllischen Daseins die Rede ist, sondern vielmehr von den kühnsten Verschlingungen bald reizender bald furchtbarer, bald kriegerischer bald friedlicher Abentheuer und Novellen, welche auch ganz verschiedenartigen Lesern, — den Sinn für Poesie, Vaterland und Liebe vorausgesetzt, — die höchste Unterhaltung versprechen. Eine Bühne schöner und bekannter deutscher Gegenden faßt die Handlung ein, welche sich in großer, leicht zu durchschauender Einfachheit durch einen Kranz von bunten Gebilden anmuthig hinzieht. Der zweite Theil, der in Kurzem nachfolgt, wird die Lösung der meisten Abentheuer und Liebesgeschichten enthalten, und an Novellen und Scenen aus der Schäfer- und Ritterwelt nicht minder reich seyn, als der erste.

Das wahrhaft Gute ist allen Guten möglich. Darum steht zu hoffen, daß dieser Roman nicht ohne zahlreiche Freunde bleiben wird."

Die Andeutungen über das, was im zweiten Theile stehen werde, konnten natürlich nur von Jemand gemacht

werden, der intim in das Vorrücken der Arbeit eingeweiht war und der die eigensten Intentionen des Dichters zum Ausdruck bringen wollte. Die Anzeige ergänzt authentisch den Brief. Ich schließe, daß wie von Arnim's Gräfin Dolores (unten S. 78), so auch von Loeben's Arkadien Frau von Fouqué die Anzeigen geliefert hat.

So günstig, wie hier die Freundschaft, hat Loeben selber später nicht über seinen Ritter- und Schäferroman geurtheilt. Loeben hatte die ausgesprochene Eigenthümlichkeit, seine früheren Arbeiten immer rauh von sich fortzustoßen. So in Berlin 1810 die Sachen, die er bis zur Heidelberger Zeit geschrieben hatte. 1812 kam die Anwandlung wieder über ihn; Fouqué erklärte er (1848 S. 238): „Die Berliner Gedichte, Arcadien, viele einzelne Sachen sind für ein großes auto da fe bestimmt . . die 20 Exemplare, die ich von dem ganz schändlichen zweiten Theile des Arcadiens erhielt, werden auch vernichtet . . Ihr hattet Recht, mich an der Herausgabe Arcadiens hindern zu wollen. Der zweite Theil ist das infamste Thier von einem Buche, was ich kenne."

Indem ich aus diesem Anlaß wieder den weiten Abstand zwischen derartiger Schäferdichtung und Kleist's ernster Kunst überblicke, finde ich mich von neuem in der von mir ausgesprochenen Ueberzeugung (Kleist's Berliner Kämpfe S. 495) bestärkt, daß der mit Graf Loeben's vollem Namen unterzeichnete einzige Beitrag zu den Berliner Abendblättern, Nr. 69 vom 22. März 1811, so gründlich von Kleist, nach seiner Redactionsgewohnheit, umgearbeitet worden ist, daß man zweifeln könnte, ob nicht richtiger der Name Kleist's darunter stehen müßte. Wahrscheinlich, daß Loeben die Novelle auch damals erst aus Nenn-

hausen an Kleist geschickt hat. Ich theile hier zuerst sie mit.

Die furchtbare Einladung.

Man weiß viel Beispiele aufzuführen von leichtfertigen Dienern der Liebe, welche bei späten Jahren nichts gethan und gedacht, als Rosenkränze abzählen und die weißen Scheitel mit Pönitenzasche bestreuen. Hier sei einer Bekehrung erwähnt, welche früher und gewaltsamer vor sich ging.

Ein junger Graf, dessen Verwandtschaft umsonst bemüht war, auf seinen Lebenswandel und sein wahres Glück einen günstigen Einfluß zu erlangen, ging einst bei Mondenschein auf einsamen Straßen einer großen deutschen Stadt, nachdem er seinen Abend bei der zierlichsten und eingespieltesten aller Guitarren-Dilettantinnen zugebracht. Er fand es angenehm, sich in der Nachtluft zu kühlen, und ging sehr langsam auf einem völlig ausgestorbenen Platz um eine alte Kirche her, in sonderbarem Spiele sein Schnupftuch um die rechte Hand knüpfend und die Zipfel desselben von sich flattern lassend. Mit einmal steht ein Mensch neben ihm, lang wie die Hellebardenschweizer eines Hofes, und in seinen Mantel verengt wie ein welscher Edler, der an dem Stahl im Busen siegreich das Blut seines Nebenbuhlers nach Hause tragen will. Der Graf wird von ihm aufgefordert zu folgen, nachdem er gefragt worden, ob er fertig sei, ihm auch, im Fall er keine bei sich trage, zwei kleine Waffen eingehändigt worden sind. Der Mann im Mantel geht, ohne die Antwort abzuwarten, voraus. Der Graf würde sich aller Furchtanwandlung geschämt haben; er folgt seinem stummen Führer an der Kirche vorüber

in enge Gassen, durch öde weite Plätze nach, die er nicht kennt, wo das Pflaster nur ihre Tritte steinern nachtönt und der Mond außer ihren Gestalten nur die Schatten der Häuser und Schornsteine hervorhebt. Der Anführer geht endlich, nachdem sie an einem Kloster vorüber sind, abermals eine lange zugige Gasse hinab, in ein Haus, der Graf immer hinter ihm, alles ist dunkel und eben, der Graf meint eine neue Straße hinunterzugehn, so lange währt das Tappen über den Hausflur; endlich eröffnet sich etwas, sie treten ein, der Führer sagt, die Dame werde gleich da seyn, und der Graf, unschlüssig ob er einer Verführung oder Anführung entgegen gehe, steht allein in einem Gemache seltsamer Art, dessen Fenster verhüllt seyn müssen; denn nur nach einer unendlichen Folge von Schwächungen hat sich ein Widerschein vom Mondenlicht hineingestohlen; nichts ist bestimmt, als ein Springbrunnen, der mitten im Gemache befindlich scheint. Eine schleierartig rauschende Erscheinung naht, der Graf belacht im voraus sein Glück und sein Abentheuer, die Finsterniß bleibt, sonst verändert sich die Scene dahin, daß er, von zwei Armen umschlungen, bald von den Gluthen zweier Wangen angeduftet wird. Er glaubt das Aufblühen einer Rose zu fühlen, und versagt ihr nicht die Reizung seines warmen Anhauchs. Indem, es ist sonderbar, durchgeht ihn ein gewisser unbehaglicher Schauer, er fühlt die Arme an, als berührte er Sammet gegen den Lauf des Gewebes, und in dem Feuer der Wangen ist etwas Fieberartiges, das ihn widerwärtigerweise nüchtern erhält. Die Dame beginnt leise zu sprechen; mit ihren Küssen innehaltend sagt sie: Was ist Tugend, und was ist Entschluß! den Fehltritt früherer

Jugend bereuend, schlug ich Ihre Hand aus, als ich Wittwe ward, und gab einem zweiten Gemahl die Rechte, die Ihnen schon halb eigen waren; ach das that ich, um die Schuld nur größer zu machen. Reue sündiger Art führt mich in Ihre Arme; der Wunsch, zu vergessen was mich quält, erfüllt mir diese Stunde, und nimmt meinen ganzen Willen hin.

Sie sank gegen den Grafen. Gott, meine Mutter! rief der Entsetzte und stürzte sich tiefer in die unabsehbare Dunkelheit. Das Zeichen mit dem Schnupftuche war das der Verabredung gewesen. Des Grafen Gestalt und Anzug hatte die Vertauschung befördert. Die unglückliche Mutter lief einer Wahnsinnigen ähnlich bis auf die Straße und schrie Mord. Aufgeschreckte sammelten sich, nur ihr schnelles Rückverschwinden in's Haus errettete sie, wo nun die Mutter bald dem Sohne zu Füßen lag, ihn bald mit Abscheu von sich stieß; der Sohn aber fühlte, wie seine Gedanken der Raserei in die Hände fallen wollten; denn die herabgesetzt zu sehen, deren Entehrung man nur als mit dem eignen Lebensende Eins denken kann, ist ein Zustand, in welchem edelgebohrne Naturen ein Irrereden des Schicksals zu hören und ein Verstummen der Vorsehung zu fürchten meinen.

Seit diesem Vorfalle suchte der Graf nichts auf, als die Wälder und Einsamkeiten seiner Schlösser; er glaubte die Stirn nicht und niemals[1]) frei, das heißt adlich, tragen zu können an dem Orte, wo die eigene Mutter ihm Veranlassung ward, die angeborne und gesetzmäßige Scheu und Heiligkeit zu verhöhnen: alle Verstohlenheiten

[1]) „nicht und niemals“ wohl Druckfehler oder Vermengung verschiedener Randcorrecturen durch den Setzer.

und Oeffentlichkeiten verliebter Abentheuer waren ihm Gift, und nur in der Liebe einer sehr reinen und höchst zärtlichen Gräfinn hat er im Laufe der Tage Beruhigung erreicht, und wahres Leben gefunden.

O. H. Graf von Loeben.

Um sich dessen, wie wenig hierin von Graf Loeben's Arbeit noch übrig ist, und was Kleist daraus gemacht hat, klar zu werden, theile ich eine andere Novelle mit, die gleichzeitig mit der furchtbaren Einladung in Nennhausen entstanden ist und in Fouqué's Preußischem Vaterlandsfreunde Nr. 16 vom 23. Februar 1811 gedruckt steht:

Der Schlüssel zum Brunnen.
Eine Erzählung.

Wenn mein Mann nur ein einzigmal nach dem Schlüssel suchen wollte, sagte Frau Sylvia. Es ist ein verwünschtes altes Schloß, und man muß eigne Kunst anwenden, um in das alte Gemäuer hineinzukommen. Ich weiß recht gut, daß der alte Brunnen, eine Viertelstunde vor der Stadt, und mitten im Walde, uns nichts hilft, und er nie wieder zu Stande kommen wird, und daß man ihn eben nicht zu den ersten Pertinenzien unsers Hauses zu zählen braucht; aber ich lasse mir nicht ausreden, daß es mit dem alten Baue noch ganz eigenthümliche Bewandniß hat und man erzählt sich auch, daß er erst später zu einem Brunnen gemacht worden ist; es sollen ursprünglich zwei vornehme Frauen im dreißigjährigen Kriege dadrin auf seltsame Weise beschützt worden seyn, wie sie mit ihren Juwelen in das Gemäuer geflohn, das damals schon eine versunkene Kapelle gewesen, wo ihnen Straßenräuber und böse

Kriegsknechte nachgestellt haben. Ich bin der Meinung, man müsse sich die Mühe nicht verdrießen lassen, und könne beim Nachgraben leichtlich zu einem Juwelenschatze gelangen, der uns wohl recht gefunden wäre, da ich sehe, wir müssen uns des Hauses hier entledigen, oder zu Grunde gehen.

Was hilft das Klügeln und Erwarten, sprach die Großmutter, die im Lehnstuhle mit dem Enkel und einem schmeichelnden Kätzchen saß, mit welchem der knurrende Mops zu ihren Füßen spielte. Wenn die Frau Tochter hätte räthlich und gottesfürchtig seyn wollen, und ihrem Manne nicht die Schellen der Modethorheit umgehangen, in deren Klingeln er sich nun betäubt hat; wir brauchten nach keinen Schätzen zu graben, denn wir hätten an Gottes Seegen einen tüchtigen und wuchernden Schatz, und lebten ohne Sorgen, als in Sorgen für die Wohlfahrt unsrer Seele und für unser freudiges Nachkommen dem göttlichen Gesetz. Oder ist etwa Seegen bei eurer Weise unverdient ausgeblieben, da ihr in den Paar Jahren den ehrlichen Reichthum des Vaters zu Schanden gemacht, und nun auch vollends denkt, es mag alles drauf gehen, was hilft uns das wenige noch!

Frau Mutter, neue Zeiten, neue Menschen, sagte Sylvia; die Tage kommen anders, man soll hinterdrein, wer stehen bleibt, ärgert sich immer an den Schnellen und meint, sie gehn in's ewige Verderben. Was giebt mir die Frau Mutter, wenn ich einen großen Schatz nach Hause bringe und man von morgen früh an keine Mahner mehr klingeln und pochen hört?

Eine gute Lehre zum voraus, sagte die Großmutter, will ich der Frau Tochter geben, denn die Bedingung

wird wohl ausbleiben. Soll sich unser Herrgott denn gleich in's Mittel schlagen, wenn's euch eben bequem ist? Geschlagen müßt ihr werden, daß ihr erst zur Reue kommt, das sage ich euch, und das wird auch nicht ausbleiben. Versucht doch die ewige Langmuth nicht allzusehr, und bedenkt, was ihr auf euer Kind vererben wollt, an Sitte, Stand, Ehre, irdischem Gut und Tüchtigkeit für das Ewige.

Da begehrte das Kind einen Apfel, und die Großmutter streichelte das Kind, es wie in ihren Schutz nehmend, und half sich nach dem Schreine in der Kammer hin, wo die Aepfel aufgehoben waren, noch von Weihnachten her, mit Golde beblitzt; denn die Großmutter bescheerte den Kleinen immer nach ihrer Weise, und glaubte noch so lange zu leben, daß die Sophiendukaten mit der Inschrift: „Wohl dem, der Freud' an seinen Kindern erlebet", zu den ferner zu begehenden heiligen Festen reichen sollten.

Einstweilen bemerkte Frau Sylvia, wie im offnen Pulte der Schwiegermutter einige alte Schlüssel lagen; und es kam ihr auch sogleich bei, man könne die Schlüssel an der eisernen Thür des Gemäuers im Walde probieren. Gedacht, gethan. Sie schlich sich dahin, und ging matter Hoffnung ihre Straße, indem sie bei sich der alten einfältigen Zwerg- und Gespensterabentheuer dachte, die in öden Kammern und Gewölben gebräuchlich gewesen seyn sollten. Ich sage meinem Manne immer, daß er Geld schaffen soll und muß, flüsterte sie in sich hinein; o wenn ich nur meinen Schatz finde, soll er eine Zeitlang die Hände in den Schooß legen dürfen.

Wohl daß Sylvia ein seltsames Geräusch und wie ehernes Herzklopfen im Innern des Brunnenhauses ver-

nahm; sie hatte einmal den Schlüssel angesetzt, die Thür sprang auf, die Unglückliche trat ein. Jesus, im hintern Gewölbe saß ihr Mann, mit drei andern, die gleich ihm falsche Münze machten. Der rothe Feueraufschlag leuchtete den Männern und der Frau entsetzlich in's Gesicht; aber ehe sie sich ihrer bewußt war und ehe der Mann seine Frau in der dunkeln Vorhalle erkannt, hatte der eine Münzer schon das stets geladne Terzerol abgedrückt und verwehrte dem Manne Sylviens das andere, welcher, wie seine Frau in ihrem Blute niedersank, sein Leben zu enden, oder den Mörder in gleich schauderhafter Münze auszuzahlen gesonnen war.

O. H. Graf von Loeben.

Daß „die furchtbare Einladung“ und „der Schlüssel zum Brunnen“, die Niemand bei der einzigen Seltenheit ihrer Druckstellen kennen konnte, wie Tag und Nacht verschieden sind, darüber braucht kaum ein Wort verloren zu werden. Kleist hat aber der ersten Erzählung das, was ihr an Form und Inhalt fehlte, aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt. Fouqué gegenüber ist Kleist ebenso verfahren. Doch aber bleibt uns „der Schlüssel zum Brunnen“ für die Erkenntniß des Loebenschen Wesens wichtig. Graf Loeben war keine selbständige, originalschaffende Natur, sondern im besten Falle ein Aneigner und Bewirthschafter ihm zusagender Gedanken Anderer. Für jede seiner Dichtungen ließe sich das Vorbild aufweisen. Nun wird man, glaube ich, nicht verkennen, daß der Schluß des Schlüssels zum Brunnen („aber ehe sie sich ihrer“ ꝛc.) in der Form sowohl, wie noch mehr im Tone an das Bettelweib von Locarno erinnert. Es befremdet nicht, daß Loeben sich Kleist's ausgeprägte Ueberlegenheit

zum Muster nimmt. Das Bettelweib kann er aber zu der Zeit, wo er seine Erzählung schrieb, noch nicht in der Buchausgabe, die erst zur Ostermesse 1811 herauskam, gekannt haben. Wir erhalten somit den directen Beweis dafür, daß Loeben ein Leser der Berliner Abendblätter gewesen ist, in denen das Bettelweib im 10. Blatt vom 11. October 1810 erschienen war. Nun dürfen wir einen Schritt weiter gehen und uns davon überzeugen, wie der die Erzählung Loeben's beherrschende Geist sich völlig in die Tendenzen der Abendblätter fügt. Sylvia und ihr Mann repräsentiren die moderne, den Sitten der Väter entfremdete Welt, die verdientermaßen in Elend, Rettungslosigkeit, Verbrechen und Untergang verfällt, während die Großmutter die gute alte Zeit vertritt, die in des Enkels Unschuld wieder aufleuchtet. Wie die Großmutter nach Vätersitte in Einfachheit, und nicht in allerneuestem Ueberfluß den Kindern zum Weihnachtsfest bescheert, so hatten es die von Kleist in das 71. Abendblatt vom 21. December 1810 aufgenommenen „Betrachtungen eines Greises über die Weihnachtsbescheerungen" (Kleist's Berliner Kämpfe S. 284) gefordert oder als Musterbeispiel hingestellt. Daß das Kind, inmitten der Gott versuchenden Wünsche der Mutter, von der alten Frau einen Apfel begehrt, ist ein Zeichen seiner kindlichen Unschuld, gleichwie in der alten (Jörg Wickram im Rollwagenbüchlein nacherzählten) Geschichte „Von einem Kinde, das kindlicher Weise ein anderes Kind umbringt", in Nummer 38 der Abendblätter vom 13. November 1810, der schöne, rothe Apfel, nach dem das Kind lachend greift, seine Unschuld darthut und es aller Strafe ledig erkennt.

Sah also der junge sächsische Graf in dem märkischen Edelmanne die literarische Autorität, auf die er sich Dritten gegenüber berief und der er nachzustreben unternahm, so werden wir es um so leichter gelten lassen, daß Kleist dem Schüler „die furchtbare Einladung" so meisterhaft zurecht geschrieben hat.

III. Gedichte.

Den Dichtungen Heinrich's von Kleist ist es sonderbar ergangen. Nur ein Theil wurde bei seinen Lebzeiten gedruckt. Ein andrer verblieb handschriftlich im Besitze seiner Freunde, und wurde schon bald nach seinem Tode von ihnen herausgegeben. Man könnte nur Novalis zur Vergleichung heranziehen. Nicht etwa aber Theodor Körner: für den naturgemäß ein auf dergleichen Aufgaben eingeübter Vater sorgte. Wir sehen daraus, wie Kleist doch im engeren Kreise geschätzt wurde. Nicht nur von Briefen (oben S. 33), auch von seinen Gedichten gingen mehrfach Abschriften um und thaten im Stillen ihre Wirkung. Hier soll von Kleist's Kriegsliede der Deutschen und seinem Drucke in Görres' Rheinischem Merkur die Rede sein.

1. Das Kriegslied der Deutschen.

Theilen wir die damalige Dichter- und Schriftstellerwelt in zwei Gegenseiten, so erkennen wir ohne weiteres, daß Görres und Kleist zu einer Partei gehörten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Görres in der Aurora, an der er mitarbeitete, 1804 die sein Gefühl für das Wahre und Echte ehrende Anzeige der Familie Schroffenstein

geschrieben hat, mag ihm auch Kleist's Person und Name damals, da das Stück anonym erschienen war, noch nicht bekannt gewesen sein (Neudruck von Fr. Schultz in den Schriften der Görres-Gesellschaft 1900, S. 47). Als ein tragisches Intriguenstück bezeichnet er die Familie Schroffenstein, von großer architektonischer Regularität im Aufbau. Die Nachahmung Shakespeare's findet er ebenso richtig heraus wie das „schöne Gemüth", das in dem Stoffe ausgeprägt sei. Er erkennt sofort, daß dieser Dichter, wie er es auch von seinen jungen Freunden Grimm nachher aussagt, zu den seine Zeit adelnden Persönlichkeiten einst gehören werde, und vorwurfsvoll gegen den Undank seiner Zeit spricht er den Wunsch aus, daß sie „den jungen Genius auf ihren Flügeln trage, bis er erstarke, und auf eigenen Fittigen sich über sie hinausschwinge". Mit Arnim und Brentano nahm Görres in Heidelberg vom Phöbus Notiz, dessen die Einsiedlerzeitung Erwähnung thut. Die Berliner Freunde schrieben ihm an den Rhein dann über Kleist, wie über Jemand, für den ein natürliches Interesse vorhanden sei. Görres' Name steht, durch Brentano, einmal in Kleist's Berliner Abendblättern. Einmal nun aber auch Kleist's Name in Görres' Rheinischem Merkur, und zwar in Nr. 223, vom 15. April 1815, durch das

Kriegslied für die teutschen Jäger,
von Heinrich von Kleist.

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Feind bezwungen;
Nur für Geld noch im Spalier
Zeigt man ihre Jungen.

Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet,
Wo er immer, zungenheiß,
Naht, wird er gehetzet.

Reinecke der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Berge Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr
Ottern und dergleichen,
Nicht der Drachen Gräuelheer
Mit geschwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem teutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche.

Dieser Druck des Kriegsliedes war bisher, soweit ich mich in den Ausgaben umsehe, nicht hervorgezogen worden. Ich lege auch auf ihn nicht so sehr aus formellen, wie aus sachlichen Gründen Gewicht. Der äußeren Form nach tritt er dem Druck des Liedes 1814 im Erwachten Europa an die Seite; nur daß in Strophe 5^3 die neue Variante „Nicht“ anstatt sonst „Noch“ sich zeigt, und in Strophe 1^4 „ihre“ schon eintritt, das wir

später erst in der Bearbeitung des Textes für „Die Deutschen Lieder für Jung und Alt“ 1818 kennen. Es ist möglich, daß der Text des Rheinischen Merkurs, trotz der beiden Varianten, aus dem Erwachten Europa herstamme, und zweifellos bietet die Wolf-Strophe mit „zungenheiß“ die schlechtere Lesart anstatt „hungerheiß“.

Ich habe mir über das Gedicht viele Gedanken gemacht, und ich trage eine Art Verlangen, darüber mich auszusprechen. In Zolling's Ausgabe besitzen wir „das Kriegslied der Deutschen“ nach der Handschrift des Dichters, die zu „Dresden, im März 1809“ entstand, und diese Gestalt des Gedichtes muß uns in Kleist's Sinne als die allein rechtmäßige gelten. Der Dichter wendet sich an alle Deutsche. Deutschland sei, um waidgerecht zu reden, von aller Raubzeugplage befreit, nur der Franzmann „zeige sich (wie ein Wild!) noch“ im deutschen Reiche: auch der Franzmann müsse ausgerottet werden. Kleist benennt als solches Raubzeug: Zottelbär, Pantherthier, Wolf, Fuchs, Aar und Geier, Schlangen, Ottern (natürlich Kreuzottern u. dergl.) und Drachen.

Ueberdenken wir die Reihe dieser Thiere! Es handelt sich um die grausigste Wirklichkeit, die erzielt werden soll, die Ausrottung der Franzosen aus Deutschland. Der innere Sinn des Gedichtes scheint daher zu verlangen, daß auch nur von in Deutschland ausgerotteten Raubthieren vorher die Rede sei. Wie paßt aber dahinein das Pantherthier? Panther hat es in Deutschland nicht gegeben. Dagegen würde der Luchs, die wilde Katze fehlen. Andererseits weicht das Gedicht aus der Gesellschaft wirklicher Thiere wieder in das

Phantastische aus, indem es in der Drachen-Strophe die uralten deutschen Drachensagen wie etwas ganz natürliches hereinzieht. Kleist's sichtbares Behagen an seiner Thiermenagerie steigert sich in der Fuchsstrophe bis zu dem Grade, daß sie fast den strengen inneren Fortgang des Gedichtes stört; denn der Fuchs ist ja nicht ausgerottet, sondern darf officiell gewissermaßen dasein, wenn auch nicht mehr in der alten Ungebundenheit. Wie erklären sich diese Dinge?

Bei Kleist gewahren wir von Anfang an ein sehr intimes Verhältniß zu allem was Thier heißt. Als märkischer Edelmann, dessen nächste Verwandte Güter auf dem Lande besaßen, war er mit den Thieren des Hauses, des Feldes und des Waldes vertraut, und wußte als Dichter diese Vertraulichkeit poetisch auszunutzen. In allen seinen Dichtungen, von der ersten bis zur letzten, treffen wir aus dem Thierleben hergenommene Bilder und Vergleiche. Nicht blos aus dem wirklichen Thierleben aber, sondern auch aus dem phantastischen der Thiersage. Ich erinnere an den kranken Löwen im Robert Guiskard, an Kleist's Bearbeitung der Lafontaineschen Fabeln Les deux pigeons (Gedicht) und Les animaux malades de la peste (in dem Aufsatz über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden). Es sind dies wenige Beispiele für viele. Wenn Kleist aber für Lafontaine's Thierfabeln Vorliebe zeigt, dann können wir getrost ansetzen, daß er ebenso Goethe's „Reineke Fuchs" in sich aufgenommen hatte, und warum sollte ihm nicht Gottsched's „Reineke der Fuchs" bekannt gewesen sein. Das waren Werke, die jeder junge Literat damals gelesen hatte; und von Kleist ist eine ganz ungeheure

Lectüre bewältigt worden. Hinzukam noch die durch Volksbücher vermittelte Kenntniß der Thiersage.

Von Gottsched's und Goethe's Werken aus lösen sich nun aber, wenigstens wie mich dünkt, die angedeuteten Schwierigkeiten. Zunächst die Fuchs-Strophe. „Reineke der Fuchs" und „stipitzt" versetzt uns sogleich in volksthümliche Vorstellungen („wegstipitzt" nur noch einmal in der niederen Sphäre des Sosias von Kleist verwendet). Der Fuchs sitzt „lichtscheu" in der Erden. Das Deutsche Wörterbuch giebt zwar an (6,890), das Adjectiv „lichtscheu" komme „im eigentlichen und bildlichen Sinne" vor, indessen die Stellen, die dort aus Kant, Herder, Schiller, Platen aufgeführt werden, enthalten nur die uns geläufige bildliche Bedeutung. Bei Goethe jedoch heißt es im ersten Gesang V. 14, wo von der Versammlung der Thiere die Rede ist:

> Und dennoch fehlte der Eine,
> Reineke Fuchs, der Schelm, der viel begangenes Frevels
> Halben des Hofs sich enthielt. So scheuet das böse Gewissen
> Licht und Tag; es scheute der Fuchs die versammelten Herren.

und bei Gottsched S. 4

> wer Böses thut, scheuet gern das Licht: so ging es auch Reineken, diesem Bösewichte. Er scheuete den Hof des Königes, an welchem er ein sehr schlechtes Lob hatte —

und dieser Ausdruck ist schon in Gottsched's niederdeutscher Vorlage vorhanden, wo (ebenda S. 5) gesagt wird

> de quad deyt, de schuwet gern dat licht:
> Also dede ok Reynke, de bösewycht.
> Er schuwede sere des Konnynges hoff.

Dasselbe drückt Kleist durch das Wort „lichtscheu" aus, mit dem er also, bewußt oder unbewußt, in die lite-

rarische Tradition der Thiersage eintritt. Eine andere Beobachtung scheue ich mich fast mitzutheilen, weil wer zu viel beweisen will, leicht zu wenig beweist. Bei Kleist „verzehrt" der Fuchs, was er stipitzt: das Wort „verzehren", eigentlich bei Thieren nicht gebräuchlich, dem Fuchse dennoch nach der (Lessingschen) Bestandtheit seines Charakters, als einem Schelmen ersten Ranges, humoristisch zuerkannt. Neunmal kommt „verzehren" in Goethe's Reineke vor (2^{56}. 2^{210}. 3^{71}. 3^{81}. 7^{219}. 10^{293}. 12^{63}. 12^{114}. 9^{322}): immer nur, bis auf das letzte Mal wo es ganz allgemein steht, betreffs des Fuchses oder vom Fuchse selbst gebraucht, niemals sonst bei anderen Thieren angewandt. Die stete Wahl desselben Wortes beruht bei Goethe sicherlich auf Kunstabsicht. Ich wage nicht zu behaupten, Kleist ahme hier bewußt Goethe nach. Aber sonderbar ist das Zusammentreffen immerhin, mag es auch nur in der gleichen Vorstellung vom Fuchscharakter seinen Grund haben, was doch wieder allgemein auf die literarische Tradition der Thierfabel hinwiese.

Im „Reineke Fuchs" ergeht es, trotz aller Fährlichkeiten, die listig überstanden werden, dem Fuchse ganz vortrefflich. Wie er für den Zweikampf mit dem Wolfe zwischen Kopf und Schwanz und Brust und Bauche beschoren wird (11^{379}), zeigt er sich fett und rund und wohl zu Fuße, und erst recht steigen seine Aussichten als Kanzler des Reiches, zu welcher Würde er, der Sieger über alle seine Widersacher, vom Könige erhoben wird. Kleist dagegen zeichnet in seiner Reineke-Strophe den heruntergekommenen Wirklichkeitszustand des Fuchses und liefert so gleichsam eine Art humoristischer Parodie auf den guten alten Reineke Fuchs.

Bog also Kleist beim Fuchs in das Literarisch-Phantastische aus, so wird auch vielleicht von dorther das Erscheinen des fremden Pantherthieres in der deutschen Thiergesellschaft sich erklären lassen. In Goethe's Reineke Fuchs kommt bekanntlich der „Panther" gleich zu Anfang, als Beschützer des armen Lampe vor, und sonst nicht wieder. „Panther" hat auch der niederdeutsche Reineke, während Gottsched in seiner Bearbeitung (S. 8) giebt: „Alsofort sprach das Pantherthier: Heinz, unterlaß deine Klage." Hier also ebenso das Pantherthier wie bei Kleist. Nun ist, nach Ausweis des Deutschen Wörterbuches, das „Pantherthier" eine zwar nicht häufige, aber doch immerhin vorhandene Erscheinung in der älteren Dichtung; auch von Heinrich von Kleist wird eine Stelle angeführt. Es ist richtig, Kleist kennt und benutzt das Thier in seiner Dichtung: Amphitryon 1595

Ein Kerl, der seinen Mann stand, und sich
Für seinen Herrn schlug, wie ein Pantherthier —

Penthesilea 1181

Dem Bären kauert' ich zu Füßen mich,
Und streichelte das Pantherthier, das mir
In solcher Regung nahte, wie ich ihm.

Herrmannsschlacht 1066

Nimmt August nicht . . .
dem Pantherthier das Fell, dem Wurm die Seide?

Wir sehen also, daß Kleist im Kriegsliede, als er Zottel-Bär und Pantherthier zusammensetzte, wieder unbesorgt nach seiner Art das Wirkliche mit dem Phantastischen verband.

Und dies in demselben Augenblicke, wo er strengstens wieder die Wolf-Strophe auf den Boden der gemeinen

Wirklichkeit setzte. „Auf den Wolf, soviel ich weiß, ist ein Preis gesetzet.“ Gerade in dem Zwischensatze „soviel ich weiß“ drückt sich Kleist's starkes Realitätsbedürfniß aus. In der Herrmannsschlacht V. 112 sagt der Kattenfürst:

Ein Auerochs ist keine Katze,
Und geht, so viel bekannt mir, auf die Wipfel
Der Pinien und Eichen nicht.

Man sieht daraus, was „so viel bekannt mir“ oder „so viel ich weiß“ bedeuten muß. Für Dresden-Sachsen aber, für Oestreich, für die Deutschen im „Reiche“ (damaligen Sinnes) kam der Wolf als noch freies, jagdbares Wild kaum mehr in Betracht. Dagegen in die östlichen Theile der Mark, wo Kleist herwar, wechselte damals häufiger und wechselt heute noch bisweilen im harten hungrigen Winter der Wolf aus den ehemals polnischen Landestheilen herüber. Ein Schußgeld ist heute noch, wie damals, auf den Wolf gesetzt. Kleist spricht also wieder als Märker hier: als Märker zu allen seinen Deutschen.

Nun beobachten wir, bevor dies von Kleist selbst niemals gedruckte Gedicht in die späteren Sammlungen seiner Schriften überging, eine dreifache, innerlich stets von einander verschiedene Entwicklung desselben.

Kleist sagt Zottelbär, Pantherthier, Wolf, Fuchs, auch noch Aar und Geier, im Singular, meint aber in collectivem Sinne alle Bären, alle Wölfe, alle Füchse ꝛc. Nur bei den Schlangen, Ottern, Drachen, wo uns in der That das Gefühl für die Bedeutung des Einzelthieres mangelt, verwendet er den Plural, der hier nöthig ist. Also auch „der Franzmann“ bedeutet „alle Franzosen“

auf deutschem Grund und Boden. Die Ausrottung der Raubthiere ist an kein Gesetz gebunden; jedermann kann sie erschlagen, wo und wann er auf sie trifft. Keine reguläre Jagd, kein regulärer Krieg wird gegen sie geführt. So soll auch, Kleist's Willen 1809 zufolge, gegen die Franzosen ein irregulärer, nicht-moderner Vernichtungskrieg unternommen werden. Deswegen heißt es, an den beiden Stellen des Kriegsliedes, wo Waffen erwähnt werden, in der Handschrift von 1809:

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen

und am Schlusse:

Brüder, nehmt die Keule doch,
Daß er gleichfalls weiche —

und wer in der Penthesilea, der Herrmannsschlacht und anderen Dichtungen darauf geachtet hat, weiß, daß Pfeil und Keule des Dichters Lieblingswaffen sind. Was Kleist in der Herrmannsschlacht wollte, war die patriotische Revolutionirung der Massen gegen den Feind im Lande. Auf dasselbe Ziel geht das Kriegslied der Deutschen los. Kleist, als preußischer Patriot und Anhänger der Kriegspartei, wußte sehr gut, daß das auf Ostpreußen, die Mark und Schlesien beschränkte Preußen, ja auch die außerhalb des Rheinbundes stehenden deutschen Länder, einen regulären Krieg gegen die französische Uebermacht nicht gewinnen würden. Aus dieser Erkenntniß entsprang Schill's opferbereiter Todeszug, entsprang aber auch Gneisenau's tiefdurchdachter Plan, an dessen Gelingen der König, der für den Bestand des Staates Verantwortliche, zweifelte. Schill und Gneisenau und Kleist und Clausewitz kannten nur: Freiheit des

Vaterlandes oder Tod. Sie hatten das Vorrecht vor dem König, jeden Augenblick ihr eigenes Leben hinzuwerfen. Clausewitz, ob mitten im vernichtenden Getümmel des feindlichen Quarrés fechtend, ob nach der Schlacht an seine Braut daheim sich wendend: das gleiche Hochgefühl des Lebens beseligt ihn. Schill und Kleist, all die Freunde mit einander, haben jeder nach ihrem Schicksal ebenso gedacht, gewollt, gehandelt. Und so spricht in dem „Kriegsliede" märkisch-preußischer Muth zu den Deutschen.

Und zweitens. 1809 wurde das „Kriegslied der Deutschen" zwar nicht gedruckt, es gingen aber wohl Abschriften von Hand zu Hand. Aus einer derselben wurde es 1814 im Erwachten Europa zuerst veröffentlicht. Nun aber eine ganz andre politische und militärische Lage als 1809. Die Verbündeten in siegendem Kampfe gegen Frankreich. Die deutsche Jugend als freiwillige Jäger kampfesfroh im Felde. Ein regulärer Krieg jetzt, anstatt des phantastisch ersehnten Volksaufstandes früher. Diesen veränderten Verhältnissen bequemt das Lied, unter fremder Hand, sich willig an. „Kriegslied für die deutschen jungen Jäger. Eine Ahnung von Heinr. v. Kleist", heißt sein Titel jetzt im ersten Drucke, und am Schlusse jetzt:

Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche!

womit natürlich der Pfeil zu Anfang sich nicht recht vereinen ließ, an dessen Stelle nun, wenig gut und sehr verblaßt, der „Feind" zu treten hatte:

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Feind bezwungen.

So ist das anfängliche Kriegslied der Deutschen zu einem Gedichte der Freiheitskriege geworden, das als solches auch in Berlin seine Wirkung that. Das Kriegslied wurde zum Jahre 1814 bekannt. Am 24. Januar 1814, dem Geburtstage Friedrich's des Großen, feierte die christlich-deutsche Tischgesellschaft, der Kleist 1811 angehört hatte, ihr Stiftungsfest; bei Tafel wurde ein von Arnim verfaßtes Gedicht gesungen, das im Preußischen Correspondenten Nr. 14, vom 26. Januar 1814, gedruckt ist. Ich citire, es fehlt noch den Schriften Arnim's, zwei Strophen; die siebente:

Nahe schien, was jetzt erreicht,
Uns beim vorgen Feste,
Daß der Feind aus Deutschland weicht,
Schien uns damals schon so leicht
Und vollbracht das Beste —

und sodann, nachdem die Zuversicht auf eine bessere Zeit nach dem Kriege ausgesprochen ist, die achtzehnte Strophe:

Diese goldne künftge Zeit
Laßt uns all erleben,
Schwört es heut mit lustgem Eid,
Keiner soll aus Traurigkeit
Sich dem Tod ergeben.

Man kann bei jener Strophe an das Kriegslied der Deutschen, bei dieser an Kleist's Geschick sich erinnert fühlen.

Und nun abermals, ein Jahr später, erscheint drittens das Gedicht wieder bei Görres im Rheinischen Merkur und erhält hier eine neue Deutung auf die Zeit. Napoleon war im Frühjahr 1815 von Elba ausgebrochen. Haßentflammte Worte schleuderte ihm Görres im Rhei-

nischen Merkur entgegen. „Der Tyrann, dessen schmählichem Joche wir uns kaum unter unsäglichen Aufopferungen entwunden, droht uns von neuem mit Knechtschaft und Schande. Auf denn zu den Waffen!“ beginnt ein von Görres in den Merkur aufgenommener Ruf patriotischer Männer zur Bildung einer Freischaar. In Nr. 223, vom 15. April 1815, wird über die feierliche Musterung des Hamburger Contingents Bericht erstattet, das „den Ruhm Hamburgs von 1813 zu erhalten wissen werde“, jetzt wo es „gegen den wieder heraufgestiegenen geschworenen Feind alles Heils der Erde“ abermals in das Feld ziehe. Immer persönlich einzig und allein gegen Napoleon. Und um dem einen Rachegedanken gleichsam den höchsten poetischen Ausdruck zu geben, schließt Görres diese Nummer mit dem „Kriegslied für die teutschen Jäger, von Heinrich von Kleist“. Hier ist nun, gegen den ursprünglichen Sinn des Gedichtes, wirklich „der Franzmann“ singular genommen. „Der Franzmann“ bedeutet nicht mehr „die Franzosen“, sondern — Napoleon.

Wie lebendig und entwicklungsfähig erscheinen auch an diesem Beispiel die Dichtungen Heinrich's von Kleist; es ist nicht abzusehen, für welche neuen Gestaltungen unsres Volkes sie dereinst noch lebendig und belebend dasein werden.

2. Luisen-Gedichte.

Von Heinrich von Kleist besitzen wir, gemessen an seinen Dramen, Erzählungen und journalistischen Arbeiten, nur eine kleine Handvoll lyrischer Gedichte: prächtig die Sonette auf den Herrscher und die Herrscherin

zum Einzug in Berlin, wundervoll die Gedichte zum Geburtstag der holden Königin 1810, der ihr letzter war. Die Luisengedichte, wenn wir ihnen uns ergeben, haben etwas Bezauberndes für uns: ihr tiefer Grund ist das herrliche, dichtungsvolle Gemüth Heinrich's von Kleist. Ein mir erwünschter Anlaß bietet sich über sie zu sprechen dar. Mit ihnen bringe ich nämlich ein unbekanntes Rosen-Sonett, gleichfalls zu diesem Geburtstage der Königin gedichtet, in Verbindung.

Dieses Sonett steht im Preußischen Vaterlandsfreund 1811, noch zu Lebenszeiten Kleist's. Die Frage, wie es dahinein gerathen, welche Bedeutung ihm zukomme, und wer vielleicht der Verfasser sei, verlangt für die Beantwortung einen etwas weiteren Ueberblick über diese Zeitung überhaupt, den man, wenn er nur sachlich Brauchbares ergeben sollte, sich gefallen lassen wird.

a. Der Preußische Vaterlandsfreund und Friedrich de la Motte Fouqué.

Der Preußische Hausfreund, um den ich lange mich umsonst bemühte, galt mir fast schon als verschollen, bis es Otto Göritz, bei dem ich meine Sorgen niederlege, gelang, eine beträchtliche Anzahl Nummern des Jahrganges 1810 und den Jahrgang 1811 fast vollständig zu beschaffen. Göritz' unvergleichlicher Hülfsbereitschaft danke ich es denn, daß ich diese Zeitung durcharbeiten und zu den folgenden Ergebnissen gelangen konnte.

Der genaue Titel des Blattes lautete 1810: Berlin oder der Preußische Hausfreund. Er erschien zweimal in der Woche, und Heinsius war sein Redacteur. Eine Anzahl philiströser Schriftsteller dritten Ranges trieb darin

ihr Wesen, die sich gegenseitig in Sprachreinigung und Ausfällen auf die neuesten Dichter überboten. Heinsius redet von den „Urbegriffen“ bei „geistigen“ Schriftstellern, und meint, wie er selbst durch Klammerzusätze sein lichtes, schlichtes Deutsch erläutert, die „Original-Ideen“ bei „genialen“ Schriftstellern. Der Dr. Christ. Kühnau wüthet gegen den bis zur Verruchtheit getriebenen Unfug des Abentheuerlichen (Romantischen) und Ueberschwänglichen (Transcendentalen) und beklagt: „Schon die Jugend stammelt in unsern Schulen jene Afterweisheit naseweis nach: Göthe, — ich verehre ihn auch — er allein ist der göttliche Dichter, der Gott, und über dieses Vergöttern eines Menschen werden die übrigen Meister- und Musterwerke eines Klopstock, Voß, Schiller u. a., auf die jeder Deutsche ewig stolz seyn sollte, hintangesetzt und abgeschätzt“; man dürfe nur einen gewissen Aufsatz über das deutsche Volkslied — er meint sicherlich den Arnim's im Wunderhorn — gesehn haben (denn lesen und verstehen sei hier unmöglich), man dürfe nur das Sinnen und Beginnen der neusten sogenannten Urforscher (Naturphilosophen) ein wenig anschaun: so werde man fühlen, was hier gemeint sei. Diesem Geiste gegenüber kommen die wenigen andersgearteten Beiträge, wie in Nr. 69 Fouqué's „Gespräch über den 19. Julius des Jahres 1810“, den Sterbetag der Königin Luise, gar nicht auf und verändern nicht die Gesammthaltung dieses Blattes.[1])

---

[1]) Außer Zeitungsartikeln von Kühnau kenne ich seinen „Jonathan“, die „Rächende Vergeltung“ und die „Wehrlieder“. Kühnau war Lehrer und „der Weltweisheit Doctor“ am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin. Man muß sich heute wundern, durch wie wenig Geschmack seine Bücher ausgezeichnet sind. Alle

Plötzlich aber mit dem Jahre 1811 ein neuer Ton! ein neuer Geist! Nummer für Nummer: Fouqué, immer Fouqué. Daneben die Frau Caroline von Fouqué. Die alten Mitarbeiter ziehen sich mehr und mehr zurück, zuletzt verschwinden sie fast gänzlich. Frische Kräfte rücken in die Lücken ein: Graf Loeben, Karl Wolfart, Wilhelm Neumann, Varnhagen; alles, was bei Hitzig erscheint, wird frischweg angezeigt und dem Publikum empfohlen. Nun: Varnhagen, Neumann, Hitzig neben ihnen, waren alte Freunde Fouqué's seit den „Hindernissen Karls",

---

in classicirendem Versmaß. „Jonathan, Saul's Sohn" kam im Februar 1810 heraus, gerade also in dem Zeitpunkte, wo die neuen „abentheuerlichen" Dichter sich in Berlin festsetzten. Seine Vorzeit ist eine andere, als die der „Anticlassiker". Er folgt, wie er rühmend hervorhebt, Luther, Klopstock, Herder, und anderen Hohenpriestern: mit Liebe und Fleiß habe er an seinem Jonathan gearbeitet, um die trübe Gegenwart im Anschauen dieser lauteren Vorzeit zu vergessen. Mit der „Rächenden Vergeltung oder dem Weltgericht von Wilna" (Germania 1812/13) und dann mit seinen „Wehrliedern", ein paar Uebersetzungen des Tyrtäus, Kallinos und „eignen Nachbildungen" trat er in die Bewegung der Freiheitskriege ein, und sein Sohn ist ehrenvoll im Kampfe geblieben. Ja, in einem Artikel des Preußischen Correspondenten Nr. 197 vom 12. December 1814 spricht er die Sprache des Preußischen Patrioten. Er brandmarkt die Verblendung und Bethörung derer, die vor sieben Jahren (zur Zeit der „Egyptischen" Dienstbarkeit) den Orion das Napoleonsgestirn genannt hätten. Wenn Bode 1787 den großen König Friedrich ähnlich am gestirnten Himmel geehrt habe, so sage er: „Friedrich's Ehre wird nimmer verschwinden, so mag auch sein Denkmal ein unvergängliches sein. Was aber solle die Himmelerhebung dessen, der viel Fluch über die Welt verbreitete." Kühnau schlägt jetzt vor, den Orion vielmehr den Stern der Freiheit oder das Herrmanns-Gestirn zu nennen: „Wenn dann noch ferne Geschlechter künftig den hellen Himmel betrachten und sich freuen der freien deutschen Gauen, dann zeigt der Vater dem Sohne droben den Stern der Freiheit, erzählt ihm vormaligen Knechtthums Drangsale und den Mannsinn und die Riesenkraft seiner deutschen Altvordern und erregt herrliche Gefühle in der freien Seele des reinen deutschen Jünglings."

Loeben jetzt Fouqué's Hausgenosse (oben S. 43), und Wolfart zugehörig zum Kreise der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Wenn man sich diese Mitarbeiter ansieht, versteht man, was die Redaction am 1. Januar 1811 in einem Vorwort an die Leser, in Gegensatz zu der bisherigen Haltung des Blattes, verspricht: „was dem gesammten Volke ehrwürdig und heilig sein müsse, die Gefühle der Religion und des Vaterlandes, was den Menschen freundlich durchs Leben geleite, Wissenschaft und Kunst, und was ihn näher bringe den entferntern Ereignissen der Zeit, die Kunde wichtiger, wissenschaftlicher und artistischer Entdeckungen, aufzunehmen und auszusprechen". Die Redaction wünscht den Kreis ihres Strebens weiter auf das deutsche Vaterland auszudehnen. Darum heißt die erste Nummer jetzt „Herrmann oder der Preußische Vaterlandsfreund", ein Titel, dessen antinapoleonische Tendenz ersichtlich ist, und den die Behörden in Berlin officiell nicht gestatten durften, so daß von der zweiten Nummer ab der Zusatz „Herrmann" wieder fortfällt. Fouqué und Fouquéscher Einfluß beherrscht so übermächtig jetzt das Blatt, daß die Annahme zwingend wird, auf der neuen Strecke sei er an der Redaction entscheidend mitbetheiligt gewesen. Das währt so ein halbes Jahr, also von Neujahr bis Ostern mit Kleist's Abendblättern zusammen, mit dem zweiten Vierteljahr von Ostern bis Ende Juni 1811 über sie hinaus. Es erklärt dies völlig, wieso Fouqué, der den Preußischen Hausfreund mit allem, was er fertig stellte, zu versorgen hatte, nicht mehr, wie früher, im zweiten Quartal der Kleistischen Abendblätter mit Beiträgen vertreten ist.

Sachlich also waren Herr und Frau von Fouqué die Redaction des Vaterlandsfreundes. Formell lautet es jedoch anders. Das „Gelehrte Berlin“ (1826 S. 187) enthält die von Neumann selbst herrührende Angabe, daß der Preußische Vaterlandsfreund von ihm redigirt und mit Beiträgen versehen worden sei „in den Monaten Februar bis Ende Juni 1811“. Dies stimmt in der That mit dem Befund der Zeitung überein. Der ganze Januar weist keine, wenigstens keine unterzeichneten Beiträge von Neumann auf. Sein erster Artikel steht in Nr. 10 vom 2. Februar, und sein letzter, in Gestalt eines Volksmärchens „Graf Friedrich von Kalw“, in Nr. 50 vom 22. Juni 1811: während unmittelbar dahinter Karl Müchler sich zur Uebernahme und Fortführung der Redaction erklärt. Daß Neumann erst im Februar 1811 mitzuwirken begann, erklärt sich auch aus der langen Abwesenheit Neumann's von Berlin; denn noch am 12. November 1810 (Rahel an Varnhagen 2,109) befand er sich seit dem September auf den Gütern des Grafen Redern, in dessen Hause er thätig war. Erst sehr spät kann die, wahrscheinlich mündliche, Abmachung über die Redaction zwischen ihm und Fouqué erfolgt sein. Dann also hat natürlich auch nicht Neumann die Einführung „An die Leser“ in Nr. 1 vom 1. Januar 1811 geschrieben, sondern Fouqué, dessen Gesammtbeiträge während des halben Jahres wenigstens das Zehnfache von dem ausmachen, was Neumann hineingeliefert hat. Das Verhältniß zwischen Neumann und Fouqué aber erklärt sich sehr natürlich. Nach damaligen Verkehrsverhältnissen war es einfach nicht möglich, daß Fouqué von Nennhausen aus eine in Berlin gedruckte und halbwöchig

erscheinende Zeitung besorgte. Auch heute würde das schwierig und auf die Dauer undurchführbar sein. Neumann in Berlin hatte Fouqué's Abwesenheit gleichsam zu ersetzen. Neumann galt formell für den Redacteur, während Fouqué den Geist des Blattes bestimmte. Dasselbe war bei den bald darauf von beiden herausgegebenen Musen der Fall. Daß am Preußischen Vaterlandsfreunde die Geschäftsführung der Redaction und die christlich-feudale Färbung dessen, was er im Fouquéschen Sinne brachte, in gewissen Berliner Kreisen verstimmt hatte, zeigt Müchler's Erklärung und die Nachschrift des Verlegers Dieterici. Denn dieser sagte zu, „daß von nun an die etwa beliebigst einzusendenden Aufsätze, Nachrichten, Notizen zc. sowohl von hier als außerhalb, nicht ferner unbenutzt zurückgelegt, sondern mit Dank aufgenommen werden sollten", und Müchler betonte als Zweck der Zeitschrift wieder „den Geist ächter Humanität zu verbreiten". Mit energischer Sicherheit tritt nun auch die Zeitschrift wieder auf den von Fouqué verlassenen Boden zurück, die alten Mitarbeiter von früher übernehmen ihre ehemals innegehabten Posten von neuem, Fouqué und die Seinigen sind wie fortgeblasen, die Opposition gegen deren Richtung schießt ungehindert auf, und so geht es bis Ende des Jahres fort, wo das Blatt als solches sein Erscheinen einstellte und den Lesern die neue Berlinische Zeitschrift zu halten empfahl.

War somit Fouqué die ausschlaggebende Person in der Redaction des Berliner Vaterlandsfreundes, dann wird die Frage naheliegen: sind auch seine Freunde Arnim und Kleist in oder zu demselben irgendwie herangezogen worden? Denn Arnim blieb immer gegen Fouqué

freundlich gesinnt und milderte z. B. das scharfe Urtheil seines Freundes Wilhelm Grimm über den Sigurd, während Brentano gerade diese Dichtung mit seinem Spott bedachte[1]). Von Kleist haben wir gleichfalls die Zeugnisse seiner freundschaftlichen Gesinnung für Fouqué in Händen. Die Zeit läßt sich bestimmen, wann Fouqué und seine Frau mit ihnen in Berlin zusammen waren. Von dem Umgange mit Kleist und Arnim, der sich im Frühjahr 1810 anspann, sind einige Zeugnisse wenigstens aufbewahrt (Kleist's Berliner Kämpfe S. 471, 476). Den Sommer über lebte Fouqué natürlich auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow. Im Winter war er wieder in Berlin, Kleist durch seine Mitarbeit an den Abendblättern während ihres ersten Quartals gefällig, worin durch Adam Müller die neuesten Schriften der Frau Caroline von Fouqué liebenswürdig besprochen wurden. Für Frühling und Sommer des Jahres 1811 war er wieder auf sein Gut zurückgekehrt, und er hat Kleist, mit dem er in Correspondenz blieb, und den er zu sich einlud, nicht mehr in diesem Leben wiedergesehen.

Wir haben Briefe Kleist's an Fouqué, nicht jedoch diejenigen, die Fouqué selber schrieb. Aus ihnen, wenn sie vorlägen, würde sich ergeben, ob Fouqué vielleicht auch Kleist zur Mitarbeit am Berliner Vaterlandsfreunde eingeladen hatte: wahrscheinlich ist es nicht der Fall gewesen, da sonst in Kleist's Briefen wohl ein Wort darauf hindeuten würde. Aber was Fouqué nicht schriftlich

---

[1]) Noch im Preußischen Correspondenten Nr. 11 vom 21. Januar 1814, unter Arnim's Redaction desselben, zeigt Fouqué seinen Austritt aus den Königl. Preußischen Kriegsdiensten, seine Ernennung zum Major und Johanniter-Ritter an, und später noch hat Arnim in Fouquésche Zeitschriften Artikel gegeben.

that, könnte immerhin persönlich durch ihn oder durch Wilhelm Neumann geschehen sein. Soviel ist allerdings klar, daß Kleist sich von Neujahr bis Ostern 1811 ausschließlich für sein eignes Blatt verpflichtet fühlen mußte. Arnim aber, durch seine Verlobung und Verheirathung in jener Zeit von aller Schriftstellerei abgelenkt, hat im zweiten Quartal der Abendblätter nur einen einzigen Artikel von sich Kleist geliefert und würde schwerlich für den Vaterlandsfreund daneben zu gewinnen gewesen sein. Trotzdem daß nun Arnim's Mitarbeiterschaft gänzlich fehlt, gewahren wir doch, daß die neue Redaction auf ihn Rücksicht nahm und sich ihm freundlich zu bezeigen den Wunsch verrieth; ich suche das im Einzelnen herauszustellen.

b. Achim von Arnim und Bettina Brentano.

In Nr. 10, vom 2. Februar 1811, veröffentlichte die Frau Baronin Caroline von Fouqué, geb. von Briest, einen „Die Gräfin Dolores" überschriebenen Artikel. Keinerlei Erwähnung Achim von Arnim's als des Verfassers des unlängst damals erschienenen Romanes findet Statt. Der Verfasserin kommt es darauf an, die Arnim nicht günstigen Deutungen der Dichtung zu zerstreuen und eine wohlwollende Auffassung an deren Stelle zu setzen. Sie giebt die verschiedenartigen Abschweifungen und die die echte Wurzel des Romanes umschlingenden Wucherpflanzen seinen Tadlern zu, aber — so fährt sie fort: „nach und nach wölbt sich doch der hohe Baum mit dem rauschenden Laubdach immer freier und gewaltiger über den stillen Beschauer. Die grünen Zungen reden prophetische Worte, Gottes Athem säuselt reinigend

hindurch, auf dem Wipfel wiegen sich alle Engel des Friedens, die zuletzt ein warmer Sonnenstrahl zum Sternenkranz zusammenzieht". Und nicht nur, daß Frau von Fouqué die Composition und die Dichtung an sich zu retten sucht, sie vertheidigt auch die Frömmigkeit, die das Buch hindurch waltet. Weil sie wußte, für wie gefährlich und beunruhigend die damals neu erwachte christliche Frömmigkeit von den gewöhnlichen Blättern dem Staat und dem Publikum tagtäglich angeschwärzt wurde, gerade darum nannte sie die Erscheinung des Buches so beruhigend, weil in ihm alle Gluth übermüthiger Phantasie durch Demuth des Herzens gefühlt und in heiligen Schranken gehalten werde: „Die Frömmigkeit, die nicht etwa ein an sich gerissener Schleier ist, um darunter frevelndem Gedankenspiel freien Zutritt zu verschaffen, bleibt das Belebende des Ganzen, und Niemand, der überall zu lesen weiß, wird das Buch aus der Hand legen um seiner Mängel und Schwächen zu gedenken, da eine höhere Versöhnung ihren ewigen Kreis am Schlusse des belehrenden Gedichtes öffnet, und jeder, der beten und bereuen kann, sich von ihm umschlungen fühlt."

Diese Sätze sind, was das positive Urtheil betrifft, richtig empfunden; aber fast noch wichtiger für uns sind die dem Buche damals widerstrebenden Anschauungen, welche Frau von Fouqué dadurch, daß sie sie zurückzudrängen suchte, uns aufbewahrt hat. Das Fouquésche Urtheil deckte sich mit dem, das von Wilhelm Neumann ausgesprochen worden war. In einem seiner Briefe an Fouqué fragte er ein halbes Jahr zuvor (Briefe 1848 S. 282): „Haben Sie die Dolores schon gelesen und was

sagen Sie dazu? Ich bin sehr für dieses Buch eingenommen. Es ist Originalität darin, ein seltnes Kraut hier zu Lande. Aus Arnim kann gewiß ein bedeutender Dichter werden, wenn er lernt, sich zu beherrschen und zu lenken. Ich fürchte indessen doch, daß sein Sinn größer sei als seine Kraft.“ Im Urtheil über Arnim's Gräfin Dolores bestand also innerhalb der Nennhausen-Berliner Redaction Einmüthigkeit.

Blieben wohl die kleineren Berliner Neuigkeiten und Tagesereignisse am Schlusse jedes Blattes, wie natürlich und z. B. für Theaterberichte selbstverständlich, der Berliner Redaction Neumann's überlassen, so wird es nicht auf bloßem Zufall, sondern auf Redactionsabsicht beruhen, daß in derselben Nummer vom 2. Februar, die den Aufsatz über den nicht genannten Arnim enthält, eine Anekdote erscheint, in deren gleichfalls nicht genannter Heldin ich Bettina Brentano wiedererkenne, die seit dem Herbste des Jahres 1810 in Berlin lebte und damals Arnim's verlobte Braut war.

Es existirt im Arnimschen Besitze ein handschriftlicher Sammelband, in den von den verschiedensten Händen allerlei ergötzliche und vergnügliche Anekdoten über Familienmitglieder und viele andere Leute eingetragen sind. Oftmals wurde aus dem Buche zu allgemeiner Erheiterung vorgelesen, und mancher Scherz daraus auch mündlich noch innerhalb der Familie forterzählt. Eine Bettina, als noch junges Mädchen, betreffende Eintragung lautet:

Die Ueberbildete, eine Anekdote.

Mademoiselle Bettina Brentano, Schwester des bekannten Dichters, die beide sich jetzt in Berlin aufhalten,

findet Gefallen in allem ihr ästhetisches Genie zu verrathen. Mit kindischer Unbefangenheit folgt sie den Eingaben ihrer Launen. Einst führte sie diese ohne Begleitung in ein Schauspiel in einer Loge, wo zwei Frauenzimmer die vorderen Plätze eingenommen hatten. Bald nach ihrem Eintritt findet sie sich von Langeweile ergriffen und hebt folgendes Selbstgespräch an: „Bettina wird die Zeit lang, Bettina wird schlafen." Bei diesen Worten legt sie ihren von wildstruppigen Haaren umgebenen Kopf auf die Stuhllehne der einen vorsitzenden Frauenzimmer, welche sich schnell mit der Frage zu ihr umwendet: „Hat Bettina auch Läuse?"

Es scheint, daß diese Geschichte aus einer damaligen Zeitung stamme. Hiermit vergleiche man nun, was in Nr. 10 des Preußischen Vaterlandsfreundes, vom 2. Februar 1811, aus Berlin berichtet wird:

„Eine neue Naturmerkwürdigkeit beschäftigt die Kuriosität unsrer eleganten Welt, absonderlich der männlichen. Ein junges Mädchen, ungefähr 20 Jahre alt, ist so naiv und unschuldig, wie, hier in Berlin wenigstens, schwerlich noch ein Mädchen von 10 Jahren seyn möchte. Also ein Gegenstück zu dem allberühmten Karl W. . .[1]), der mit 10 Jahren schon das ist, was andre kaum mit 20 Jahren zu seyn pflegen! Man erzählt sich von diesem wunderbaren 20jährigen Kinde sehr lustige Anekdoten. So äußert es z. B. sein Wohlgefallen an irgend einer Person, die ihm schön deucht, auf folgende Art: „Du gefällst Betty, gieb Betty einen Kuß!" Da es nicht

[1]) Gemeint ist der Wunderknabe Karl Witte, den sein Vater damals in Berlin producirte, und mit dem sich alle Berliner Zeitungen, auch Kleist's Berliner Abendblätter, beschäftigten.

häßlich seyn soll, wird das schöne, unschuldige Kind wohl schwerlich vergebens seufzen. In einem Konzerte neulich wird ihm das schöne Köpfchen ein wenig müde, es lehnt also ohne alle Umstände sich an seine Nachbarinn, und spricht zu dieser nur: „Betty ist müde, Betty will sich ein wenig ausruhn.“ Wie glücklich zu preisen ist unser Zeitalter, das gold'ne! dem so unerwartet, die alte Unschuld zurückkehrt.“

Die kleinen Verschiedenheiten zwischen den beiden Fassungen stören nicht die Einsicht, daß es sich in ihnen um dieselben Dinge handelt. Die Wahl des Namens „Betty“ verhüllt den Namen Bettina, und enthüllt ihn zugleich. Es ist ein litterarischer Scherz, bestimmt, Jemand zu amüsiren, dem man nicht übel will. Und so dürfen wir auch die Mittheilung dieser Anekdote im Preußischen Vaterlandsfreunde zu den Beweisen freundschaftlicher Neigung der Redaction für Arnim und die ihm Nahestehenden zählen. Ins Gewicht fällt wieder nach der anderen Seite hin, daß Clemens Brentano's überhaupt keine Erwähnung geschieht, was wieder zu Fouqué's Stimmung paßt.

Wir würden uns dagegen nicht zu wundern brauchen, wenn Freundliches, das auf Kleist hinwiese, uns in dem Blatte begegnete.

c. Heinrich von Kleist's Herrmannsschlacht.

Oben bereits hatte ich bemerkt, daß Karl Wolfart Mitarbeiter des Berliner Vaterlandsfreundes auf Fouqué's Strecke gewesen sei: gleichwie er an Kleist's Berliner Abendblättern mitgearbeitet hatte (Kleist's Berliner Kämpfe S. 197). Wolfart galt den Berliner Erbpächtern

des gesunden Menschenverstandes als ein sehr verdächtiger Schwärmer und Mystiker. Aus Hanau stammend, von woher er mit den Heidelberger Romantikern Fühlung hatte, vertrat er in Berlin die Ueberzeugung von den Heilwirkungen des Magnetismus. Er gehörte hier mit zu den vornehmen Leuten und war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Nach früheren poetischen Arbeiten vollendete er 1810 ein Trauerspiel „Hermann" von vaterländischer Richtung, bei dem er sich also mit dem ihm befreundeten Kleist auf einem Felde begegnete. Beide Dramen waren unabhängig von einander entstanden, Kleist hatte das seinige in der Hauptsache fertig schon mit nach Berlin gebracht. Aber während dies Stück wegen der greifbaren Anfeindung des Napoleonismus nicht gedruckt werden durfte, fand Wolfart's Hermann nicht nur einen Verleger, sondern auch außerhalb Berlins eine Bühne, die es aufführte. Diese Thatsache allein läßt schon auf den verschiedenen Charakter der beiden Stücke schließen. Wolfart dramatisirt eigentlich nur, wenn auch nicht einwands- und widerspruchsfrei, die historisch gegebene Darstellung der zur Teutoburger Schlacht gehörenden Vorgänge und Personen mit Chören von Nornen und Druiden, wobei der Leser oder Zuschauer selbst, wenn er wollte, eine Parallele zur Gegenwart sich ziehen konnte. Kleist dagegen zeichnet in seiner Hermannsschlacht die Gegenwart selbst, in der leichten Verhüllung, die ihm das Costüm der Varus-Hermann-Zeit an die Hand gab.

Es ist auffallend, wie häufig in der damaligen Tagespresse Wolfart's Hermann erwähnt und besprochen wird. Keine dieser Anzeigen aber ist so eingehend und

zugleich so persönlich gefärbt, wie diejenige, die Fouqué in den Preußischen Vaterlandsfreund Nr. 34, vom 27. April 1811, einrückte. Fouqué hebt wie lobend die Treue hervor, mit welcher Vieles in dem Stücke der Geschichte gemäß behandelt worden sei. Er legt, ebenfalls noch anerkennend, die von der Ueberlieferung abweichende freie Behandlung des Geschickes der Thusnelda dar. Weniger einverstanden ist er damit, daß Wolfart in viel höherem Maße, als selbst die römischen Schriftsteller, dem Varus Ehre widerfahren lasse. Nicht daß er den Gegner Hermann's als keineswegs leicht besiegbar hinstelle: nein, er habe sogar eine gewisse Ritterlichkeit in die Person des Varus hineingedichtet, die dem Zeitalter Cäsar's fremd sei.

Dieser Charakter des Varus hatte nothwendig auf die Gestaltung des Hermann bei Wolfart zurückwirken müssen, und zwar in einem Sinne, den Fouqué nicht billigen konnte. Ihm schwebte also eine andere Idee von Hermann und seiner damals vorbildlich verstandenen Befreiungsthat vor den Augen. Welche Idee aber, und wem angehörig, das zu erfahren ist das eigentlich Interessante an Fouqué's Aufsatze. Er wolle, erklärt Fouqué weiter, nicht zur Rüge der Ansicht, welche Wolfart von Hermann aufgestellt habe, wohl aber als überhaupt sehr bedeutsam eine andere vortragen, die einem Freunde zugehöre, und fährt nun fort:

„Herman, sagt dieser, hinterging wohl den Varus weder durch Schlauheit noch Verschlossenheit, sondern eben durch jene herzige Fröhlichkeit welche dem Deutschen ganz eigenthümlich angehört, und ihn auch in den schwierigsten Lagen nicht zu verlassen pflegt. Ist der

Entschluß gefaßt, das Nöthige geordnet, wozu dann noch grübeln und sich grämen? Was recht ist, wird geschehn, denn Allvater lenkt. Von einer solchen Sinnesart konnte sich nun Varus wohl nichts träumen lassen, und ging in unrettbarer Verblendung dem, insofern unwillkürlich, aufgestellten Netze entgegen."

Und daran knüpft Fouqué von seiner Seite die Ermahnung:

„Möchte der, welchem wir diesen Blick in das tiefste Wesen des Deutschen verdanken, uns einen solchen Herman dichten! Grade das vermöchte er vor Allen am Besten."

Ich meine, wenn man diese Stelle und diese Worte überdenkt, insbesondere auch den „Freund" scharf ins Auge faßt, wird man bekennen müssen, daß von Niemand sonst als von Kleist die Rede ist. Fouqué kannte gewiß, wie ja auch andre Berliner Freunde Kleist's, z. B. Brentano, von dem wirs wissen, die noch nicht erschienene Hermannsschlacht und die Idee, in der sie gedichtet war. Die „sehr bedeutsame" Ansicht, die Fouqué vorführt, ist eben Kleist's Ansicht, von diesem selbst vielleicht in der Unterhaltung über Wolfart's Hermann ausgesprochen, oder wenigstens in dieser Form ihm von Fouqué in den Mund gelegt. Man könnte sich als Unterlage etwa den 5. und den 6. Auftritt des 3. Actes, als Varus und Hermann sich gegenüberstehen, oder auch Varus' enttäuschten Schmerzensausruf denken (5,9):

O Hermann! Hermann!
So kann man blondes Haar und blaue Augen haben,
Und doch so falsch sein, wie ein Punier?

Das Gottvertrauen Hermann's, das sich in den Worten „Was recht ist, wird geschehn, denn Allvater lenkt" bekundet, wo käme es großartiger bei Kleist zum Ausdruck, als (2,10) bei der Abordnung Luitgar's, der wie in der Schlacht ein Adjutant mit dem Befehle seines Generals durch das Feuer sprengt, zu Marbod eilt und alle Engel Gottes schützen ihn! Was uns, die wir Kleist's Werk gedruckt in aller Muße vor die Augen nehmen, nicht ganz genau erscheinen möchte, darf man dem berichtenden Fouqué, auch wenn er vielleicht das Manuscript der Hermannsschlacht einmal in Händen hatte, wohl zu Gute halten. In der Hauptsache, die die „herzige Fröhlichkeit" Hermann's betont, trifft Fouqué das richtige. Nehmen wir noch Kleist's Brief an Fouqué vom 15. August 1811 hinzu, so sehen wir, daß Fouqué in gleicher Weise über den Prinzen von Homburg wie über die Hermannsschlacht authentisch unterrichtet war, und menschlich-schön ist die Wahrnehmung, daß Fouqué zu Kleist, als eben ihm das Abendblatt zu Grunde gerichtet und entwunden worden war, treu gestanden hat, auch öffentlich ihn angeredet und über die anderen Dichter hinausgehoben hat: den starren, stolzen, zarten Kleist, der weil er ein ganzer deutscher Mann war, die niedere Wirthschaft sudeliger Zeitungsschreiber verachtete, dem jedoch die Theilnahme verstehender Freunde wohlthätig und nothwendig war.

Halten wir aber fest, daß hier, genau wie bei Arnim, Kleist's Name nicht genannt ist.

d. Das Rosen-Sonett an die Königin Luise.

Die Berliner und die übrigen preußischen Zeitungen der Jahre 1810 und 1811 sind erfüllt von Zeichen der

Trauer und Verehrung für die Königin Luise. Indessen die große Mehrzahl dieser Blätter bewegt sich in den hergebrachten, höchst unpoetischen Formen sentimentaler Beileidsbezeugungen; nur selten klingen ergreifende Töne der Trauer um die holde Königin und das, was dem preußischen Patrioten mit ihr versunken schien, aus dem Gedränge der wirren Stimmen hervor. Der Berliner Hausfreund hatte, als biedres Durchschnittsblatt, auch dazu das Seinige geleistet. Erst Fouqué hob die Luisen-Verehrung desselben auf eine edlere Stufe. Sein auf einen märkischen Edelhof verlegtes Familiengespräch über den Tod der Königin (1810 Nr. 69) und sein Erinnerungsgedicht zu ihrem Geburtstage (1811 Nr. 23) bewirkten dies. Daß so beide Arten der Luisenverehrung, die höhere und die niedere, nun wenigstens neben einander im Haus- und Vaterlandsfreunde stehen, ist Fouqué's vaterländisches Verdienst.

Nun prangt aber noch, auf der Strecke des Fouquéschen Redactionseinflusses, in Nr. 45 vom 4. Juni 1811, folgendes

Sonett,

(welches Ihrer Majestät der Höchstsel. Königin an Ihrem letzten Geburtstage, den 10. März 1810, mit zwei Rosenstöcken überreicht wurde.)

Vom Himmel steigt die heilge Schönheit nieder,
Hier überirdisch wundervoll zu blühen;
Doch trägt des reichen Herzens reines Glühen
Zum Himmel sie mit glänzendem Gefieder.

Und wie hinauf die goldnen Sterne wieder
Uranias Blick zur lichten Heimat ziehen —
Die Stralen, die dem holden Haupt entsprühen,
Entzünden der Begeistrung freudge Lieder.

Wer kann im Licht des hehren Tages schweigen?
Heut will Gesang aus voller Seele dringen;
Nimm Huldigung, Erhabne, huldreich hin!

Wie Dir sich Herzen, Dir sich Kniee neigen,
So laß auch mich Dir Blumenopfer bringen,
Dir Götterblume, Hohe Königin!

Namensunterschrift hat das Sonett nicht, während sonst die übrigen, wenig zahlreichen Gedichte des Vaterlandsfreundes immer mit dem Namen des Dichters oder Verfassers gezeichnet sind. In Betracht kommen für poetische Beiträge nur Fouqué mit dem schon erwähnten Luisengedichte; Karl Wolfart mit zwei ziemlich umfangreichen Romanzen „Der Schifferbub“ und „Von des Waldriesen Töchterlein“ (Nr. 16 und 34); Wilhelm Neumann mit einer trocknen, achtzeiligen Reimerei auf „Jon, gespielt von Demoiselle Maaß, am 30. Januar 1811“ (Nr. 10) und mit drei aus der Griechischen Anthologie in ziemlich üblen Distichen übersetzten Epigrammen (Nr. 30); dann gleichgültiges Zeug von Friedrich Heyne, einem Privaterzieher wie Neumann, von Karl Müchler, Wiegand, Ernestine von Krosigk, einem Anonymus „—i“ (Bernhardi?), und wirklich noch ein gänzlich ununterfertigtes Sonett „Lebensregeln“, das beginnt: „Mit edlem Stolz vor Fürstenthronen stehen“ und so recht nach alter unsäglicher Manier „für Freiheit, Tugend, Ehre“ streitet, ein „offnes Herz dem Schönen stets erhält“ und „um Minneglück mit reinem Sinne wirbt“!

Nur allein Fouqué's gemüthvoll-schlichtes Gedicht (Nr. 23 vom 19. März 1811)

An den 10ten März des Jahres 1811.
(Verspätet.)

O Tag, wie kommst du hell gegangen,
In Himmelsbläue klar und lind,
Von zarter Ahnung Grün umfangen,
Und spähst nach deinem schönsten Kind!

Es gaukeln Vögel hin und wieder,
Und Düfte ziehn durch Frühlings Haus.
Ach sucht nicht so, ihr Düft' und Lieder,
Mit Euerm Finden ist es aus.

Hin schwand die klarste Himmelsbläue,
Hin schwand der Blumen reinster Flor,
Und nur aus Glaubens fester Treue
Für jenseit keimt das Hoffen vor.

Dies Reis laßt Euch im Herzen treiben,
Von Thränen laßt es heller blühn,
Und Tag, du sollst ein Fest uns bleiben
Voll treuem Blau und Hoffnungsgrün.

Fouqué.

hebt sich glücklich von seiner Umgebung ab. So rein und rührend durch seine märkisch-ländliche, fast volkslied-artige Stimmung trauert, ein Jahr zuvor, in der Vossi-schen Zeitung (Nr. 99, vom 18. August 1810), um die todte Königin Fouqué's

Brandenburgisches Erndtelied
für das Jahr 1810.

Die Halm' und Aehren winken
Uns reich und mild,
Die hellen Sensen blinken,
Die Garbe schwillt.

Da wollen wir beginnen
Den Erndtesang,
Ach, aber, mitten innen
Schallt Glockenklang.

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wissen was es deutet:
Sie ist nicht mehr!

Zwei Augen ruh'n im Grabe,
So fromm und blau;
Und auf die Gottesgabe
Fällt Thränenthau.

Fried. de la Motte Fouqué.

Dies Erndtelied ist zwar, mit einiger Aenderung in der Ueberschrift, in die Gedichte von Fouqué (1, 232) unter die „Todtenklagen" aufgenommen, aber kein Wort, keine Andeutung verräth da, daß es auf die Königin Luise sich beziehe: erst die Urstelle in der Vossischen Zeitung setzt diese Beziehung außer Zweifel.

Von den aufgezählten Poesien des Preußischen Vaterlandsfreundes nun steht Fouqué's Gedicht in Nr. 23 von 1811 an der Spitze seines Blattes; die übrigen Gedichte weichen, je werthloser sie sind, immer weiter auf die hinteren Seiten ihrer Nummern zurück; die „Lebensregeln" haben sich sogar ganz an den Schluß, wo sie auch hingehören, hinter alle Prosa flüchten müssen.

Das Rosen-Sonett aber, das oben auf S. 87 mitgetheilte, prangt auch an der Spitze eines Blattes! Die Frage entsteht: wer es gedichtet hat?

In keines der aufgeführten Dichter Werken, soweit sie von ihnen selbst oder von anderen für sie gesammelt worden sind, findet sich das Rosen-Sonett wieder aufgenommen. Fouqué hat seine prosaischen Stücke aus dem Preußischen Vaterlandsfreunde seinen späteren Kleinen Schriften, die beiden Gedichte auf die Königin Luise seiner Gedichts-Sammlung einverleibt: das Rosen-Sonett aber nicht. Wilhelm Neumann hatte als Material für den, der seine „Schriften" herausgeben würde — es that diesen Freundschaftsdienst 1835 Varnhagen — auch den „Jon" und die „Epigramme" zurecht gelegt, die auch darin richtig 1, 186 und 197 stehen: nicht aber das Rosen-Sonett. Beide also, Fouqué und Neumann, lehnen damit Eigenthumsrechte auf dasselbe ab. Dem unpoetischen Können Neumann's, der sich natürlich als „Romantiker" in der damaligen Sonetten-Zeit ebenfalls in dieser vom „classischen" Voß geächteten Gedichtform erst recht erging, traue ich solch eine Leistung, wie das Rosen-Sonett, überhaupt nicht zu. Ja auch über das, was Fouqué möglich war, geht meines Empfindens die Kraft und Zartheit des Rosen-Sonettes weit hinaus. Man fühle, was es bedeutet, dem Dichter nach. Wie Urania, die Himmlische, als der neun Musen eine, den Menschen sich gesellt, so steigt Luise, der Himmlischen gleich, in heiliger Schönheit auf die Erde nieder; ihres Herzens Reinheit weist sie aber wieder zum Glanze des Himmels empor, wie Urania immer den Blick gen Himmel richtet und den Lauf der Sterne umfaßt[1]); himmlische Strahlen, zu freudigem Liede begeisternd,

---

[1]) Dies nach Moritz' Götterlehre 1795 S. 233 zur Erklärung.

sprühen von dem Haupte Uranias und Luisens; die Königin wolle huldreich die Huldigung des Liedes annehmen und das Blumenopfer der Rosen, das ihr, der Götterblume, gebühre, sich gefallen lassen. Man bemerke die in „blühen", „Blumenopfer", „Götterblume" durchgeführte Beziehung auf die überreichten Rosenstöcke. Das Sonett ist also nach mehr als einer Richtung hin eine poetische Vergleichung höheren Stiles, eine Art von Apotheose der göttlich verehrten Königin.

Dies ist aber der Geist nicht des Berliner Durchschnitts-Literatenthums, sondern der vornehmen Patriotengruppe, die zu dem Hofe der Königin durch Frau von Berg den Zutritt hatte. Wer auch, der der Königin nicht glänzend-bevorzugt nahe stand, hätte der hohen Frau an ihrem Geburtstage (dem fast noch winterlichen) blühende Rosen persönlich überreichen dürfen? Der oder die die Rosen Schenkende und der die Gabe mit Dichterwort Begleitende kann nur den höchsten Gesellschaftsschichten angehört haben. Der Dichter dieser Kreise aber, der Hofpoet der Königin, war Heinrich von Kleist. Er könnte das Sonett gedichtet haben. Sein Name wäre alsdann im Vaterlandsfreunde, wie bei der Hermannsschlacht, wie Arnim's Name bei der Gräfin Dolores, fortgelassen worden.

Fouqué hat, wie wir wissen, handschriftliche Gedichte Heinrich von Kleist's in seinen Händen gehabt und zunächst in den von ihm und Neumann herausgegebenen „Musen" drucken lassen. Unter diesen befindet sich gerade auch eine Dichtung Kleist's: „An die Königin Luise von Preußen, zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810."

Diese Dichtung kennen die Ausgaben in drei verschiedenen Gestalten. Die erste Gestalt, bemerkt man, entstand in der durch ein ursprünglich in Aussicht genommenes Hofceremoniell gegebenen Voraussetzung, daß am Geburtstage der Königin ein feierlicher Gottesdienst stattfinden werde: Kleist war also hier Seitens der Hofchargen in seiner Eigenschaft als Hofpoet in Anspruch genommen worden. Die jedoch eintretende Abänderung dieses Ceremoniells nöthigte Kleist auch zu einer Abänderung seiner ersten Niederschrift: und das ist die zweite, von Fouqué in den „Musen" mitgetheilte Fassung. Die dritte Gestaltung wurde zu einem Sonett. Alle diese drei Fassungen stehen in poetischer Wort- und Sinngemeinschaft mit einander. Nach seinem eigenen Zeugniß hat Kleist der Königin ein Gedicht persönlich überreichen dürfen.

Die ursprüngliche Grundlage für die Dichtung war also eine kirchlich-religiöse, eine christliche gewesen. Der Form nach wollte Kleist, als er an die Ausführung ging, ein dichterisches Parallelstück liefern zu seiner Ode auf den Wiedereinzug des Königs in Berlin. In drei gewaltigen Strophen baut sich diese Königs-Ode auf. Drei Strophen mit drei Hauptgedanken also brauchte Kleist auch für seine neue Dichtung an die Königin. Die erste Strophe stellt den Dom, worin, dem Königlichen Schlosse gegenüber, der feierliche Gottesdienst gehalten werden soll, uns vor die Augen hin. Die zweite Strophe: wie in den Dom mit der Grazie Schritten die Königin eintritt, vor Christi Altarbilde in Demuth auf die Kniee sinkend. Die dritte: wie ein Gottgesandter Cherub die Ueberwinderin des nationalen Unglückes

mit der Siegespalme krönt. Welche Kraft und Zartheit in den Strophen! Wie herrlich ist der Vergleich zwischen dem siegreichen Leiden Christi und dem überwindenden Dulden der Königin erfaßt und durchgeführt! Welche tief-religiöse Erhöhung der Königin! Nur aus einem deutschen Christenherzen konnte diese wunderbare Dichtung fließen. Eine Schönheit des Leidens gebe es, hat damals Adam Müller ausgesprochen. Von seinem Freunde Kleist ist diese Schönheit des Leidens in den Strophen an die Königin mit allem Zauber seiner Poesie verherrlicht worden.

Trotzdem ist diese erste Fassung nicht auf den Kleist möglichen Grad der Vollendung gebracht. Die dritte Strophe verräth am deutlichsten die noch nicht bezwungene Unfertigkeit, das Noch-Ringen mit dem grandiosen Stoffe. Ich würde am klaren Verständnisse dieser Strophe verzweifeln, dürfte man nicht die Eingangszeilen:

O einen Cherub, aus den Sternen, nieder

als ein Gebet auffassen in dem Sinne: „O sende, Gott, einen Cherub aus den Sternen nieder!", wozu Penthesilea's Flehen zu Ares (V. 2428):

Dich, Ares, ruf' ich jetzt, dich Schrecklichen,
Dich, meines Hauses hohen Gründer, an!
Oh deinen erz'nen Wagen mir herab! ꝛc.

uns berechtigt (wenn gleich hier die Auslassung des Imperativs, nach den beiden vorhergegangenen Zeilen, minder hart empfunden wird). Die Unfertigkeit des Ganzen hat eben darin ihren Grund, daß Kleist, ehe er selbst seine Arbeit als vollendet betrachten durfte, aus der Umgebung der Königin offenbar die neue Meldung erhielt, daß die Absicht eines officiellen Gottesdienstes

im Dome wieder aufgegeben sei. Nicht mehr also zu einer kirchlichen, sondern allein zu einer weltlichen Feier durfte jetzt sein Lied gestimmt sein. Dom und Altarbild war nicht mehr zu verwenden. Die Königin allein mußte, wie bei der Feier, so auch in der Dichtung herrschend in die Mitte treten: als die weihevoll verehrte, „himmlische" Königin, die im nationalen Unglück Halt und Stütze ihres Volkes sei, die sich viel froher Jahre noch erfreuen möge. Diesem Gegensatze, den ich für die zweite Fassung des Luisen-Gedichtes als den entscheidenden ansehe, wird jedoch der Schluß:

Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

nicht gerecht, und ich lese lieber, mit Veränderung eines Wortes:

Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie durch trübe Jahre,
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Es ist vielleicht schon ein alte Verschreibung des Dichters in der Handschrift anzunehmen; möglich wäre auch ein bloßer Setzerirrthum, der sich bisher durch alle Drucke fortgepflanzt hat.

Die zweite Fassung des Luisen-Gedichtes steht viel tiefer, als die erste. Ihr fehlt das Ergreifende und Ueberwältigende der ersten. Sie ist eben nicht mehr original geblieben. Aus dem Kranze, den Kleist kunstreich seiner Königin gewunden hatte, waren ihm Dom und Altarbild, die schönsten Blüthen, herausgenommen worden. Was übrig blieb, componirte nicht mehr. Wir wissen, wie Kleist die Pein ästhetischen Unbefriedigtseins,

wenn sie ihn ergriff, in Unruhe und Schmerz versetzte. Sie trieb ihn auch jetzt noch einmal zu erneuter Umgestaltung des Gedichtes vorwärts. Und so schuf er jetzt, innerlich frei genug geworden vom ersten und vom zweiten Entwurfe, als das Höchste, das ihm möglich war, das bekannte, prachtvolle Sonett an die Königin, dessen überquillende Inhaltsfülle von wunderbarer Klarheit der Sprache und der Form beherrscht wird: in dem jetzt nun auch, als etwas ganz neues im dreifachen Vorschreiten der Dichtung, die Gefühle und Wünsche der preußischen Kriegspartei ihren Ausdruck fanden. Dies Sonett, glaube ich, hat Kleist der Königin überreicht, und dies Sonett hat die Hohe Frau, wie er schreibt, zu Thränen gerührt.

Ein Sonett aber, erinnern wir uns jetzt, ist auch das im Berliner Vaterlandsfreunde 1811 gedruckte und oben S. 87 mitgetheilte Gedicht an die Königin zu ihrem Geburtstage 1810. Erhielt Fouqué von Kleist die Handschrift des zweiten Luisen-Gedichtes, so steht dem nichts entgegen, anzunehmen, daß er auch von Kleist, falls er der Dichter ist, die Handschrift des Rosen-Sonettes erhalten hätte. Gesetzt, das Rosen-Sonett gehörte Kleist: so dürfte, da es alsdann zu gleicher Zeit mit den Luisen-Gedichten entstanden wäre, wohl zu erwarten oder doch denkbar sein, daß die Gleichzeitigkeit vielleicht auch in Gleichartigkeit zum Ausdruck komme. Wobei jedoch, wie ich scharf betone, der Unterschied nicht außer Acht gelassen werden darf, der nothwendig zwischen dem alle Gestaltungskraft des Dichters aufbietenden Luisen-Sonett und dem aus Gefälligkeit für eine andre Persönlichkeit (ich glaube: für eine Dame) freundlich verfertigten Rosen-Sonett in unsrer Gesammtabschätzung obwalten muß.

Seien die drei Fassungen des Luisen-Sonettes mit L^1, L^2, L^3 bezeichnet.

Kleist erfleht in L^1, daß ein Cherub, die Palmenkrone in der erhobenen Hand, die Königin umschwebe „auf glänzendem Gefieder“: im Rosen-Sonett trägt des reichen Herzens reines Glühen sie zum Himmel empor „mit glänzendem Gefieder.“ In L^2 bekennt Kleist die Verwirrung seiner Brust in dem Augenblicke, „da ich auf Knieen . . vor Dir niedersinke“: im Rosen-Sonette in demselben Sinne „wie dir sich Herzen, dir sich Kniee neigen“. Alle drei Luisen-Gedichte preisen mit heiliger Ehrfurcht die Grazie, die Anmuth, die Schönheit der Königin: ebenso das Rosen-Sonett die „heil'ge Schönheit“ der Königin. In L^2 wird von Kleist das überall als wenig poetisch vermiedene Wort Geburtstag mit „lichter Tag der Freude“ umschrieben; genau so muß im Rosen-Sonett der Ausdruck „im Licht des hehren Tages“ verstanden werden. Zu der im Rosen-Sonett den Uebergang herstellenden Frage: „wer kann im Licht des hehren Tages schweigen?“ bietet L^2 mit seiner einzigen, gleichformalen Frage „was für ein Wort, dein würdig, sag' ich Dir?“ ein stilistisches Seitenstück. Und wie der Dichter in L^3 von der Königin sagt: „Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert“, so preist er auch an ihr im Rosen-Sonette „die Strahlen, die dem holden Haupt entsprühen“.

Aber sehe ich vom engen Kreise der vier bisher verglichenen Gedichte ab und blicke mich im Gesammtbereiche Kleistischer Dichtung um: wie fließt auch da von allen Seiten Hülfe zu. Immer schwebt dem Auge des Dichters die Glanzerscheinung des Cherubs mit den

Flügeln an den Schultern vor, von der er seine schönsten Bilder leiht. In Robert Guiskard, Amphitryon, Penthesilea, dem Käthchen, der Natalie des Prinzen. Ich citire Einiges, die Folge nach dem Rosen-Sonett bestimmend. Alkmene:

ich hätt fragen mögen,
ob er mir aus den Sternen niederstiege.

Juppiter, noch unerkannt, zu Alkmene:

Gewiß! er kam, wenn er Dir niederstieg,
Dir nur, um Dich zu zwingen, ihn zu denken.

Achilles zu Penthesilea:

O du, die eine Glanzerscheinung mir,
Als hätte sich das Aetherreich eröffnet,
Herabsteigst, Unbegreifliche, wer bist Du?

Robert Guiskard zu Helene:

Sieh, Deines holden Angesichtes Strahl
Hat uns beschwichtiget.

Ja, der Chor der Mädchen, mit dem Kleist die Familie Schroffenstein einleitet:

Niedersteigen,
Glanz umstrahlet
Himmelshöhen zur Erd herab,
Sah ein Frühling
Einen Engel

schlägt bereits die Töne an, die auch im Rosen-Sonette erklingen. Daß Kleist auch die Poesie der Blume wohl empfand und auszusprechen wußte, lehrt uns im Phöbus das zierliche Gelegenheitsliedchen auf die Camille, auch einer befreundeten Dame, der Frau von Haza, zu Liebe geschrieben, und die große Rosen-Dichtung in der Penthesilea.

Und nun komme ich wieder auf das anonyme Rosen-Sonett und die Luisen-Gedichte zurück. Die aufgewiesenen Gleichklänge erscheinen mir nicht als solche, die unabhängig von einander in der Seele verschiedener Dichter, nur unter dem Einfluß derselben Augenblickslage, könnten entstanden sein. Ich vermag sie mir dadurch allein zu erklären, daß ich einen und denselben Dichter für Luisen-Gedichte und Rosen-Sonett annehme. Dann aber ist das Rosen-Sonett nur von Heinrich von Kleist gedichtet worden.

Anhang.

Anhangsweise möchte ich hier noch zwei Arnim und Kleist betreffende Punkte aus der späteren Redaction des Preußischen Vaterlandsfreundes zur Sprache bringen.

Oben S. 76 habe ich bereits gesagt, daß mit Ende Juni 1811, wo Karl Müchler die Redaction übernahm, der Werth des Blattes schnell und sicher sinkt, die alten rationalistischen Mitarbeiter wiederkehren, und von Fouqué und seinen Romantikern keine Spur mehr übrig ist. Was auf die letzteren unmittelbar hindeutet, hat ungeneigte oder feindliche Tendenz.

1. Arnim betreffend.

In Nr. 91, vom 12. November 1811, steht eine Anekdote, die ohne Zweifel von Karl Müchler selbst, dem unentwegten Anekdoten-Autor, so verfaßt und zugespitzt worden ist:

Anekdote.

Friedrich war sehr sparsam in Ertheilung des Adels und schlug diese Standeserhöhung den meisten Bittenden oft in bittern Ausdrücken ab.

Ein sehr reicher Bürgerlicher, mit Namen L . ., bat mehrmals um die Erhebung in den Adelstand, und bot alles auf, seinen Wunsch durchzusetzen, aber vergebens; — der König blieb unerbittlich.

Der Adelsüchtige wandte sich also nach Wien, und es kostete ihm dort weniger Mühe, seinen Zweck zu erreichen, er wurde von dem Kaiser zum Baron ernannt. Kaum erfuhr dies Friedrich, so verbot er ihm, bei einer fiskalischen Strafe von 100 Dukaten, sich in seinen Staaten Baron zu nennen.

Dreimal mußte er diese bestimmte Strafe erlegen, da er sich als Baron unterschrieben hatte, und seine Unterschriften bei gerichtlichen Verhandlungen zum Vorschein kamen. Eine lange Reihe von Jahren war verstrichen, der neugemachte Baron längst verstorben und nur die Wittwe desselben lebte noch, die schon erwachsene Kinder hatte. Ein vornehmer Hofbediente des Königs bewarb sich um die Tochter der Wittwe, und da er ihr Jawort erhielt, so schrieb er an den König, und bat ihn um den Consens zur Ehe mit der Baronesse von L . . .

Friedrich erinnerte sich sogleich des Mannes, und daß er den Adel der Familie nie in seinen Staaten anerkannt habe; und er ertheilte daher dem Hofbedienten folgenden Bescheid: „Eine Baronesse von L . . kenne ich nicht, aber die Jungfer L . . könnt Ihr heirathen.“

Ich setze den angedeuteten Namen des Barons und den verschwiegenen Namen des Hofbedienten ein: nämlich von Labes und von Arnim. Die beiden, um die sich die Anekdote dreht, sind der mütterliche Großvater und der Vater Achim's von Arnim.

Die vorgebrachten Thatsachen stimmen, ihr Zuschnitt ist des Verfassers Sache, er hat auch den angeblichen Bescheid des Königs zu verantworten. Ich verweise auf das, was ich 1894 dem Buche über „Arnim und Brentano" nach Familienerinnerungen Achim's von Arnim über das durchaus eigenthümliche geistige Leben des Barons von Labes mitgetheilt habe. Sein Enkel bezeugt, daß Labes durch eigenthümliche Unbeugsamkeit und manchen Uebermuth den Haß des Königs sich zuzog. Wenn es dann dort S. 2 weiter heißt: „(Auf seinem Gute Zernikow) ließ er sich wegen einiger aus den Feldern hinweggeräumter großer Steine als römischer Imperator, der milde Sitten und Künste einführt, in Kupfer stechen; dort war es, wo er . . auf Katharina (von Rußland) Medaillen prägen ließ", so brachte 1895 Wolfgang von Oettingen's Buch über Daniel Chodowiecki erwünschte Bestätigung und Erweiterung der Angaben. Wie Labes eine Art Gönner der Karschin war, so erscheint er auch als Auftraggeber Chodowiecki's. Es handelt sich um E 67 und E 56 bei Chodowiecki. Als Imperator erscheint Labes, wie Arnim deutet, nun freilich nicht auf E 67, sondern er steht kräftig, mit Mantel angethan, unter den Landleuten da, die er anweist, mit Hebeln ungeheure Steine aus der Erde zu nehmen. Es sind dies nicht die einzigen beiden Aufträge, die der Baron Labes Chodowiecki gegeben hat[1]).

[1]) Zu den Verwandten des Barons von Labes muß in Danzig Johann Labes gehört haben, bei dem sich Achim von Arnim 1806 vorübergehend aufhielt, und an dessen Adresse er nachher noch sich Briefe kommen ließ. In der zwölfbändigen „Sammlung von Anecdoten und Charakterzügen aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Nord-Deutschland in den Jahren 1805, 6

2. Kleist betreffend.

Von Kleist's Tode nimmt der Preußische Vaterlandsfreund nicht unmittelbar Notiz. Er übergeht das Ereigniß scheinbar. Seine Meinung spricht er aber dennoch, durch den Mund seines Redacteurs Karl Müchler, auf eine höchst antiromantisch-scharfe Weise in Nr. 100 vom 14. December 1811 aus.

Diese Nummer enthält nämlich einen „Bemerkungen eines Beobachters der Zeit" überschriebenen Artikel, ohne Namensunterfertigung, der höchst sonderbarer Weise schon einmal in Nr. 14 vom 16. Februar 1811 erschienen war, also auf der Strecke des Fouquéschen Einflusses, hier jedoch „Gedankenspäne" betitelt und mit „—r." unterzeichnet. Wie oben (S. 73) schon bemerkt, stehen mitten unter den romantischen Beiträgen Fouqué's und seiner Freunde in grellem Abstich bisweilen antiromantische Ergießungen, wie namentlich die „Gedankenspäne" es sind. Mitarbeiter dieser Art, auf welche die Unterfertigung „— r." passen könnte, sind Wilhelm

---

und 7" (Leipzig 1810. 7, 132) findet sich ein rühmlicher Charakterzug vom „Senator und Kaufmann Labes in Danzig", der 1809 gestorben sei. Der hier und bei Arnim genannte Johann Labes werden identisch sein. Auffällig ist dagegen die Eintragung in Gottl. Konr. Pfeffel's Fremdenbuch, hg. von Pfannenschmid (Colmar 1892, S. 203), derzufolge am 12. Juni 1781 mit Göckingk „Von Labes aus Danzig" bei Pfeffel in Colmar war; und Tags darauf schrieb Pfeffel an Sarazin, daß „Herr von Labes ein Universitätsfreund seines Gottlieb sei". Gottlieb Pfeffel aber (der Sohn) studierte damals in Göttingen. Ebenso aber auch Hans von Labes „aus Berlin", des Barons von Labes Sohn, Arnim's mütterlicher Oheim, der spätere Graf Schlitz in Mecklenburg. Ihm kam das Adelspräfix zu, nicht der bürgerlich gebliebenen Danziger Linie. Entweder also das „von" oder der Zusatz „aus Danzig" ist in Pfeffel's Eintragung unrichtig.

Cosmar und Karl Müchler. Den letzteren halte ich für den Verfasser, sowohl seiner ganzen Art nach, als weil im Halbjahrgang seiner Redaction eine Reihe anderer Artikel unter der Aufschrift „Bemerkungen eines Beobachters der Zeit" vorkommen, die ihm beizulegen sind. Wie aber ist es möglich, daß ein im Februar 1811 schon veröffentlichter Artikel im December 1811 auf Kleist's und der Frau Vogel Tod bezogen werden konnte? Die Sache wird sofort klar, wenn man zu den „Beobachtungen" die Abweichungen von den „Gedankenspänen", wie ich sie im Folgenden mittheile, ins Auge faßt.

Bemerkungen eines Beobachters der Zeit.
(Nr. 100, 14. December 1811.)

Zu allen Zeiten hat es Schwächlinge gegeben, die, dienstbar den Eindrücken einer regellosen Phantasie, sich von der geraden Straße der gesunden Vernunft verirrten und in regellosen Irrgängen herumschwärmten, aber der Geist jedes Zeitalters giebt diesen Schwärmern[1]) eine eigenthümliche Richtung.

Dieser Zeitgeist hat daher Mystiker aller Art, Zeichendeuter und Wahrsager, religiöse Phantasten[2]), Magnetiseurs, Physiognomen, empfindelnde Werther, Kraft-Sturm- und Drangmänner, und ästhetische Weiber[3]) hervorgebracht und für solche verschrobene Köpfe[4]) ist die neuste poetische Schule[5]) ein vortrefflicher Zufluchtsort.

Gedankenspäne (Nr. 14 vom 16. Februar 1811): [1]) dieser Schwärmerei, [2]) religiöse Phanatiker, (!) [3]) „und ästhetische Weiber", erst in Nr. 100 zugesetzt, [4]) für solche überspannte Schwachköpfe, [5]) die neueste poetische Poesie

Wie ausschweifende Bursche sonst[6]) unter die Soldaten gingen,[7]) so gehn[8]) solche junge Herrn und Damen[9]) unter die Poeten und loben sich wechselseitig[10]) über die Mißgeburten ihrer verschrobenen Phantasie, und so wie sie ihren ästhetischen Maaßstab haben, so haben sie auch ihren eigenen moralischen. Es ist ein Glück, daß trotz allen ihren Bemühungen weder der eine noch der andere allgemeine Gültigkeit erhalten wird, denn der gesunde Menschenverstand und das dem Menschen angeborne Gefühl der Sittlichkeit werden ihre unvertilgbare Rechte immer behaupten.

Man spricht und schreibt so viel von den Aufopferungen der männlichen Jugend in der Ritterzeit[11]) für die Damen ihrer Herzen;[12]) aber unsere heutige Ritter wagen für ihre Freundinnen noch mehr, wie die der gepriesenen Ritterzeit. Jene wagten ihr Leben nur im Zweikampfe, diese wagen noch mehr, ihren Verstand.

Die entscheidenden Varianten zeigen, daß früher in Nr. 14 die „Gedankenspäne" eine literarisch-polemische

---

[6]) „sonst" erst in Nr. 100, [7]) gehn, [8]) gehen [9]) solche junge Leute (also namentlich „und Damen" erst in Nr. 100), [10]) von hier bis Ende des Absatzes in Nr. 14: wechselsweise über jede Uebertreibung, Unnatürlichkeit, religiösen und andern Wahnsinn, den sie in ein Sylbenmaaß zwingen. Sie bleiben zwar unheilbar, weil sie sich einander in ihrer Verschrobenheit bestärken, aber sie leben doch zufrieden, in dem Wahn, große Dichter zu seyn. Das ist vielleicht die am wenigsten erkannte, aber gewiß noch die einzige schätzbare Seite der poetischen Poesie." [11]) in den edlen Ritterzeiten, [12]) von hier bis zu Ende in Nr. 14 anders: „aber wahrlich mit Unrecht. — Unsre heutigen Ritter wagen für ihre Schönen nicht weniger, wie die der gepriesenen Ritterzeit. Jene wagten ihr Leben, diese schwatzen Tage lang mit unsern Damen Unsinn, und wagen daher noch weit mehr — ihren Verstand."

Tendenz hatten, die, wenn man die Beschränkung auf den Preußischen Vaterlandsfreund gelten läßt, auch wider die gegenseitige Empfehlung der Werke Fouqué's und seiner Frau, Arnim's, Loeben's, Wolfart's, Kleist's ꝛc. gedeutet werden können; daß dagegen in Nr. 100 die „Bemerkungen eines Beobachters der Zeit" auf Kleist und seine Freundin sowie auf die vielbesprochenen ersten Anzeigen in der Vossischen Zeitung gemünzt sind.

IV. Prosa.

In dem, was wir aus Heinrich von Kleist's Leben wissen, sind unzubezweifelnde, noch nicht bis zu Ende verfolgte Spuren literarischen Gelderwerbes vorhanden. E. Wolf hat eine solche Spur, die offen zu Tage lag, aufgenommen, sie richtig eine Strecke verfolgt, dann aber sich, wie auch ich glaube, in eine andere Fährte verloren, die immerhin die Ursache einer, wenn auch nicht der erwarteten, Beute geworden ist. Durch Mißerfolg aber, der in solchen Dingen eintreten kann, dürfen wir uns von einer so schwierigen Arbeit, die trotzdem gethan werden muß, nicht abbringen lassen. Wer weiß, welche Entdeckungen bedeutender oder unbedeutender Art für Kleist uns noch gelingen werden.

In Kleist's Berliner Kämpfen hatte ich mich im siebenten Capitel damit zu beschäftigen, in welchem Umfange Kleist die Tagespresse seiner Zeit las, für sich benutzte, oder sie bekämpfte. Keinerlei unmittelbare Berücksichtigung der Presse — oder *fast* keinerlei — fand im vornehmen, etwas steifen Phöbus statt. Reichlich dagegen in den Berliner Abendblättern. Und ebenso gewiß auch, so weit wir urtheilen können, 1809 in der Zeitung „Germania", wenn sie zu Stande gekommen wäre.

Von einem der Germania-Artikel soll das aufgewiesen werden.

1. Brief eines politischen Pescherü über einen Nürnberger Zeitungsartikel.

Köpke hat zuerst (S. 70 der Politischen Schriften), dann Zolling (1,310) den Brief eines politischen Pescherü, der ungedruckt geblieben war, aus der Handschrift veröffentlicht. Er ist, in der Sprache eines ergrimmten Patrioten, die politische Gegenwirkung gegen einen Artikel des rheinbündischen Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland, in welchem für die Franzosen und Baiern, und gegen die Oesterreicher Partei ergriffen worden war. Es handelt sich um den Krieg von 1809. Kleist theilt zunächst im Wortlaut einen Nürnberger Artikel mit, um ihn zu bekämpfen, und dann im deutsch-patriotischen Sinne ihn zu parodiren.

Köpke bemerkt gewissenhaft S. 165, den Nürnberger Correspondenten von 1809 habe er nicht auftreiben können; er kam aber zeitlich nahe an das Richtige heran, indem er Vorgänge, die mit der Einnahme Regensburgs am 23. April 1809 zusammenhingen, für Kleist's Schriftstück in Ansatz brachte. Zolling (1,310) hat das Mißgeschick, zu sagen: „Der Artikel des Nürnberger Korrespondenten erschien in den ersten Apriltagen 1809." Weder Köpke, ausgesprochener Maßen, noch Zolling also haben den Artikel, den Kleist meint, leibhaftig herangezogen.

Nun ist der Nürnberger Correspondent, dieses kluge, reichhaltige und verbreitete Rheinbundsblatt, nicht blos 1809, sondern auch später in Berlin für die Abend-

blätter eifrig von Kleist gelesen und benutzt worden. Ich habe es für die Zwecke meines vorigen Buches durchgenommen und gezeigt, wie Kleist sich sowohl dem Correspondenten als anderen Journalen gegenüber jede literarische Freiheit erlaubte. Das ist nun auch beim Briefe eines politischen Pescherü der Fall. Der Artikel, den Kleist im Auge hat, steht in Nr. 115 des Correspondenten vom 25. April 1809, S. 458, und lautet:

„Aus Baiern, 23. April. Nach den so eben eingegangenen Nachrichten haben die königl. bair. Truppen, vereinigt mit den kais. Französischen und königl. Würtembergischen, am 19. und 20. auf der ganzen Linie von Freising bis Regensburg, insbesonders bei Abensberg, Siegenburg und Biburg, die Oestreicher angegriffen und total geschlagen. Se. Exz. der Marschall von Auerstädt kommandirte den rechten Flügel, Se. k. H. der Kronprinz von Baiern die Mitte, Se. Exz. der Divisionsgeneral Vandamme den linken Flügel. Se. Majestät der Kaiser Napoleon das Ganze. Das Centrum wurde unter Anführung Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen von Baiern von den königl. baierischen Truppen gesprengt, 12,000 Oestreicher gefangen genommen, 13 Fahnen erobert, und die Zahl der Todten und Verwundeten wird auf 13,000 angegeben. Se. Majestät der Kaiser Napoleon drükte nach diesem Sieg Se. königliche Hoheit den Kronprinzen von Baiern, diesen jungen Helden, an der Spitze seiner braven Baiern an seine Brust, und ertheilte ihm feierlich das größte Lob eines verdienten und tapfern Soldaten, an die übrigen Baiern hielt er eine feierliche Anrede.“

Und nun vergleichen wir damit die Form, in der Kleist den Nürnberger Artikel den Lesern seiner „Germania“ vorlegen wollte und vorgelegt hätte (Zolling 1,311):

„Es sind nicht sowohl die Franzosen, welche die Freiheitsschlacht, die bei Regensburg gefochten ward, entschieden haben, als vielmehr die Deutschen selbst. Der tapfere Kronprinz von Bayern hat zuerst an der Spitze der rheinbündischen Truppen die Linien der Oesterreicher durchbrochen. Der Kaiser Napoleon hat ihn am Abend der Schlacht auf dem Wahlplatz umarmt, und ihn den Helden der Deutschen genannt.“

Wie künstlerisch berechnet die Fortlassung aller Nebendinge und insbesondere auch die Nichterwähnung der Würtemberger ist! Kleist bedarf für seine Zwecke nur der beiden Gegner, die sich messen, der Oesterreicher und der Franzosen, und e i n e s Rheinbundstaates, der die Kraft der Deutschen zu Gunsten der Feinde bricht. Alles, was diese Situation hervorzubringen geeignet ist, verstärkt er aus künstlerischer Machtvollkommenheit. Der „Held der Deutschen!“ — wie wenn man die Sprache der Hermannsschlacht vernähme.

Citirte heute eine Zeitung die andere so wie Kleist, dann wäre ihr der Vorwurf der Fälschung sicher. Kleist würde das, wenn es ihm passirte, im Kampfe für die Freiheit Deutschlands ganz gleichgültig gewesen sein: das Weltgericht, wäre er überzeugt gewesen, hätte auch ihn nicht nach den Gründen gefragt. Aber dennoch, wenn wir, nach Feststellung der Unterschiede zwischen dem Originalartikel und seiner Wiedergabe durch Kleist, die die letztere einleitenden Worte scharf durchnehmen,

so gewahren wir, daß Kleist sich doch den Rücken gedeckt hat. „Erlaube mir, Vetter Pescherü (beginnt er), daß ich dir in der verwirrten Sprache, die kürzlich ein Deutscher mich gelehrt hat, einen Artikel mittheile, der in einer Zeitung dieses Landes, wenn ich nicht irre, im Nürnberger Correspondenten gestanden hat.“ Also die Mittheilung geschieht „in der verwirrten Sprache, die ein Deutscher ihn gelehrt“, mithin nicht in der Originalform — d. i. gegensätzlich nicht in der glatten Sprache, die die Fremden dem Correspondenten gelehrt. Und weiter Kleist: „Der Zeitungsartikel ist folgenden sonderbaren Inhalts.“ Also hier nur die Verbürgung des sachlichen Inhalts, nicht der Form. So erkennen wir, daß Kleist in den einleitenden Worten, wenn auch sehr versteckt, seinen Pflichten der Wahrheit gegenüber genügt hat.

Die Zeit der Entstehung läßt sich ziemlich genau, wiewohl nicht auf den Tag bestimmen. Der Nürnberger Artikel, der am 25. April herauskam, wird am 27. April in Dresden gewesen sein. Zwei Tage später verließ Kleist diese Stadt, und am 3. Mai schreibt er bereits aus Teplitz an Ulrike (S. 150). Gegenwirkungen gegen Zeitungsartikel pflegen in der ersten Hitze unternommen zu werden, solange der Nervenreiz noch nicht verflogen ist. Wer hätte auch, der Schreiber oder der Leser, noch nach Wochen oder Monaten ein Interesse an altgewordenen Dingen gehabt. Darum glaube ich, daß der „Brief eines Pescherü“ vielleicht der erste actuelle Artikel ist, den der auf den Kriegsschauplatz 1809 abgehende Kleist damals geschrieben hat, und daß er um den 1. Mai 1809 entstanden ist.

2. Zwei Briefstücke in den Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern.

Ich gehe ein Jahr vorwärts in Kleist's Berliner Zeit hinein und versuche, zwei prosaische Stücke aus den Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern für sie in Anspruch zu nehmen. Während der ganzen Monate von Februar 1810 bis in den September erscheint, für unser Auge, Kleist, der rastlose, unverdrossene Arbeiter, allein mit seinem Prinzen von Homburg wie mit der Drucklegung des Käthchens und des ersten Bandes der Erzählungen beschäftigt. Nur also größere Unternehmungen; wenig Briefe, keine kleineren Sachen. Und dennoch gilt mir, nach menschlicher Erfahrung, dies Verhältniß als wenig wahrscheinlich bei einem Manne, der wie Kleist so umfangreiche Tageslectüre immer trieb, so leicht auf äußere Anlässe geistig reagirte, und so einzig und allein auf Tinte und Feder, als die Vertrauten seiner Gedanken, angewiesen war. Ich glaube, daß Kleist eine Reihe kleiner Artikel — im einzelnen Falle läßt es sich augenkundig zeigen — während dieser Zeit gesammelt, zurecht geschrieben und für spätere Verwendung zurückgelegt hat; denn die Gründung eines Berliner Blattes, das möglicherweise sein Freund Adam Müller leiten werde (vgl. Aus Stägemanns Nachlaß, hg. von Rühl 1, 119, und Deutsche Litteratur-Zeitung 1901 Nr. 4), lag in der Luft und selbstverständlich hätte er in das ihm dann befreundete Blatt soviel Aufsätze geliefert, als Müller immer brauchen konnte.

Unter denjenigen Blättern, die den Berliner Patrioten am meisten zusagten, standen die in Hamburg erscheinenden obenan. Es spielten zwischen Berlin und

Hamburg stille, insgeheim unterhaltene Beziehungen hin und her. Von den nordischen Miszellen war oben bereits die Rede (S. 33), von anderen Hamburger Zeitungen vielfach in Kleist's Berliner Kämpfen: darunter auch von den „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern". Kleist hat ihnen eine Reihe von Aufsätzen wörtlich oder bearbeitet für seine Abendblätter entlehnt, z. B. Carouge, Helgoland, Kampf der Blinden mit dem Schwein rc.; andererseits haben die Abendblätter diesem Hamburger Blatte Artikel geliefert, z. B. Griffel Gottes, Legende nach Hans Sachs (Gleich und Ungleich) rc. Wie ungemessen hoch Kleist die Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter schätzte, das hat er in seinem Artikel über Helgoland im 56. Abendblatt (H. v. Kleist's Berliner Kämpfe S. 572) ausgesprochen, als er es geflissentlich, und diesmal ohne besondere Nöthigung dazu, bezeichnete als „ein Journal, das überhaupt, wegen der Abwechselung an lehrreichen und ergötzenden Aufsätzen, und des ganzen Geistes, ernst und heiter, der darin herrscht, den Titel eines Volksblatts (ein beneidenswürdiger Titel!) mehr als irgend ein andres Journal, das sich darum bewirbt, verdient." Fänden sich bei dieser Sachlage irgendwelche Spuren thätiger Antheilnahme Kleist's in dem Blatte, so könnte uns das gewiß nicht Wunder nehmen.

Ich mache den Versuch, zwei „heitre" kleine anonyme Stücke Kleist zuzuweisen: gefaßt darauf, daß Anderen vielleicht die Gründe, die mich bestimmen, nicht einleuchten. Denn zweifelnd kann man sich, wo das äußere directe Zeugniß fehlt, allen indirecten Zueignungs-Versuchen gegenüberstellen.

Von seinen frühesten Zeiten an ist Kleist die Form des Briefes zur erörternden Mittheilung gewisser Denkergebnisse bequem gewesen. So sind eine Reihe von Schriftstücken aufzufassen, die jetzt unter den Briefen an seine Braut und seine Schwester stehen. Sie haben einen ganz anderen, periodisirten und durchgearbeiteten Stil, als die wirklich dem Drange und Bedürfnisse des Augenblickes entsprungenen Briefe. So steht es genau mit den beiden Brief-Schriftstücken an Rühle. In größerem Umfange bedient sich Kleist dieser literarischen Form wieder bei den für die Germania bestimmt gewesenen Aufsätzen: und dann für die Berliner Abendblätter. Die für die Germania, soviel wir deren besitzen, haben alle ernsten Charakter; die für die Abendblätter sind zum Theil humoristisch und ungenirt-drastisch gehalten. In diese letzte Zahl würden sich die jetzt neu aufzuweisenden Stücke einreihen.

Die Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter erschienen nur alle Sonnabend, waren also als Sonntagslectüre zur Erholung von der Wochenarbeit gedacht. Durch allerlei Fragen und sonstige Anregungen sollte möglichst das thätige Interesse der Leser herangezogen werden. Nun waren in Nr. 9 vom 3. März 1810 die „Nachgedanken über den Todtschlag eines Floh" enthalten, die in ziemlich witziger, harmlos-anzüglicher Weise die holden Eigenschaften des Flohs schilderten, die ihn eigentlich vor dem grausamen Nagel schöner Todtschlägerinnen bewahren müßten. Darauf erschien vierzehn Tage später, in Nr. 11 vom 17. März 1810, an den Einsender des Aufsatzes: „Nachgedanken über den Floh" gerichtet, der folgende Brief:

Mein werther Herr!

Es kann Ihnen unmöglich gleichgültig seyn, wenn ich die Ehre habe, Sie zu versichern, daß Ihr eben genannter Aufsatz bei allen gefühlvollen Seelen die größte Sensation erregt hat. Was mich betrifft, so habe ich — Gott sey Dank! — gewiß keinen Mord der Art auf meinem Gewissen, und doch hat mich Ihre bloße Darstellung des Unrechts und der Abscheulichkeit desselben dergestalt gerührt, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Um desto größer aber mußte meine Freude seyn, als ich vor wenigen Tagen — das muß aber ja ganz unter uns bleiben, ich müßte sonst schamroth werden — Gelegenheit hatte, zu bemerken, daß — wenn dies großmüthige Beyspiel — woran ich leider zweifeln muß — Nachahmer finden sollte — Sie bald die Freude haben würden, zu sehen, wie die üble Gewohnheit, diese niedlich kleinen Thierchen so sans façon aus der Welt zu expediren, gänzlich abgeschafft werden würde: und welch ein großes Verdienst hätten Sie sich dann um das ganze Flohgeschlecht erworben! — Lassen Sie sich erzählen:

„Lisette!" — rief eine Dame vom Stande, von der ich weiß, daß sie vor der Erscheinung Ihres Aufsatzes die eifrigste Verfolgerin der Flöhe war — „Lisette!"

Lisette. Was beliebt Madame?

Mad. N. Hier, Lisette, setze sie diesen Floh doch einmal aus dem Fenster.

Lisette (nimmt den Floh sehr behutsam und öffnet das Fenster.) Ach, du lieber Gott, Madame, es regnet.

Mad. N. (hastig.) Regnet es? — o so gebe sie ihn mir lieber wieder her.

Sie großmüthige Seele! möchte es mir doch vergönnt seyn, Sie nahmhaft als ein Muster weiblicher Herzensgüte darstellen zu dürfen! — [1])

Um aber, mein werther Herr, Ihr warmes Interesse für das Flohgeschlecht noch mehr, als es durch Ihren Aufsatz bereits geschehen, an den Tag zu legen, und um allen Mordthaten jedes einzelnen Individuums dieses Geschlechts auf das gewissеste vorzubeugen — wodurch Sie sich in der Geschichte einen unsterblichen Namen erwerben würden — mögte ich ihnen [2]) den Vorschlag thun, den Damen (vorzugsweise) zu erlauben, daß sie alle diese ihre liebenswürdigen Thierchen, statt sie zu tödten, lieber Ihnen zuschicken dürften, wobei Sie zugleich das beseligende Vergnügen genießen könnten, den lebhaften Dank dieser Geschöpfe für Ihre gütige Verwendung für dieselben, in vollem Maaße zu empfangen.

X. Y. Z.

Ich habe diesem Schriftstück gegenüber das Gefühl Kleistischer Diction. Dies verstärkend, weise ich auf einzelne Ausdrücke hin. „Gott sey Dank!" — ebenso in der Bombenpost „auch in dem, Gott sei Dank! doch noch keineswegs allgemeinen Fall". „Mord", „Mordthaten" — häufiges Wort auch sonst bei Kleist, während in den ihn zu dem Briefe veranlassenden „Nachgedanken" nur von „Todtschlag" und „Todtschlägerinnen" die Rede gewesen war. „dergestalt . . daß". „woran ich leider

[1]) „Sie großmüthige Seele — dürfen" muß man noch als Rede der Madame N. an Lisette fassen, das zweite „Sie" demnach klein „sie" schreiben.

[2]) Versteh „Ihnen".

zweifeln muß" — bei Kleist sind Einschübe wie „wie wir nicht zweifeln" (Kohlhaas 1810, S. 138) und andere ähnliche subjective Bemerkungen mitten in einem sich fortspinnenden Satze bekannt. „an den Tag zu legen" — mit den Worten „an den Tag gelegt zu haben" schließt Kleist den Entwurf einer Bombenpost, und übersetzt er den französischen Ausdruck „mettre en évidence" (Berliner Kämpfe S. 407/408); auch im Allerneuesten Erziehungsplan „an den Tag legen". „statt sie zu tödten" — derselbe gegensätzige Einschub in eine längere Satzbildung in den Abendblättern S. 206 „und da er mithin das Misverständniß, statt es aufzulösen, nur vermehren würde: so 2c."; S. 139 (Allerneuester Erziehungsplan) „in Erwägung nun, daß alle Sittenschulen bisher nur auf den Nachahmungstrieb gegründet waren, und statt das gute Princip, auf eigenthümliche Weise, im Herzen zu entwickeln, nur durch 2c."; 2,20 (der neuere, glücklichere Werther) „denn statt ihn, den Jüngling, auf den er gemünzt war, zu tödten, zog der Schuß dem alten Herrn . . den Schlagfluß zu"; vgl. auch noch oben S. 22. „den lebhaften Dank . . zu empfangen" — schließend im Schreiben über die Bombenpost „sich das Publikum auf das lebhafteste verbinden."

Ich verzichte darauf, weitere Wort-Einzelheiten noch zur Sprache zu bringen. Darin auch wird mir, denke ich, jeder mit Kleist's Stil Vertraute beistimmen, daß zu Anfang die Periode „Um desto größer — erworben" und, hinter der kleinen Scherz-Dramatisirung, die Schlußperiode „Um aber, mein werther Herr — zu empfangen" regelrechte, kunstgemäße Sprachgebäude sind, wie wir sie bei Kleist, und zwar nur bei ihm vorfinden. Das

Ganze ist eine Verspottung hypersentimentaler Empfindelei, wie sie Kleist's Charakter gemäß erscheint.

Aus diesen Gründen nehme ich dies anonyme Brief-Schriftstück von 1810 für Heinrich von Kleist in Anspruch.

Für das zweite Schriftstück kann ich mich, nach dem vorher Erörterten, kürzer fassen. In Nr. 34 der Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter, vom 25. August 1810, sind Vorschriften „für das schöne Geschlecht" enthalten, die ein Schriftsteller in einer amerikanischen Zeitschrift, wo er von der Ehe handele, sehr ernsthaft zur Erwägung für die gesetzgebende Macht vorgeschlagen habe: daß nämlich kein Mädchen von ihrem neunten bis zwanzigsten Jahre ein Hemb (!) noch Haube tragen solle, die es nicht selbst verfertigt oder zu machen geholfen; daß sie in dem nämlichen Zeitraum weder von Pudding noch Pastete essen solle, bis sie beides oder wenigstens eines davon selbst gut machen könne; daß sie nie Karten spielen dürfe, bis sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht habe; daß, wenn sichs zeige, daß eine junge Dame eine solche Erziehung genossen und die ersterwähnten Geschicklichkeiten erlangt habe, solches einem Vermögen von 3000 Rthlr solle gleich geachtet werden. Ich habe mich absichtlich dem Stil des Aufsatzes angeschlossen.

Darauf erschien in Nr. 43 vom 27. October 1810, das folgende

Schreiben einer Jungfer an den Herausgeber.

Lieber Herr!

Nun sage mir einer, daß Ihre Blätter nicht, wie die Absicht ist, zum Nutzen und Vergnügen gereichen!

Ein lebhafteres Vergnügen empfand ich nie, als ich im 34. Stücke Ihrer Blätter las, daß die Kunst, ein Herz zu rühren, von der Kunst, einen Pudding zu rühren, wohl abhängen möge. Das alles ist gedruckt, und muß also doch wohl Ernst seyn. Mir hat's, dem Himmel sey's geklagt! bisher nicht ganz glücken wollen, einen von den flüchtigen Herren der Erde fest zu halten. Nun rühre ich mir seit jener Nachricht die Arme müde, und kann, ohne Ruhm zu melden, schon einen tüchtigen Pudding jeder Art zur Welt bringen. Jungen- und Mädchen-Mützen, auch Hemder nähe ich, wie die Beste. Dreytausend Thaler sollen alle diese Künste werth seyn? Ey! wenn man sie auch nur zu zweytausend Rthlr. anschlüge, so wäre das immer ein Capitälchen, das seine Liebhaber zu finden pflegt; und habe ich mich daher hierdurch an den Herrn Herausgeber wenden wollen, damit sie[1]) diese Nachricht unter die Männer bringen mögen. Denn sein Licht unter den Scheffel setzen, taugt doch nimmer.

Ich verbleibe Ihre dienstwillige Dienerin.

***

Wieder, sehen wir, das Anerkenntniß des „Nutzens und Vergnügens" der Gemeinnützigen, wie fast gleichzeitig in den Berliner Abendblättern (oben S. 112). Wieder, wie oben S. 116, das Wort „lebhaft". Im allgemeinen aber ist dies kürzere Schriftstück rascher hingeschrieben, als das vorige, und mehr einem wirklichen Briefe ähnlich.

---

[1]) Versteh „Sie".

Niemand wird natürlich glauben, daß dies Schreiben wirklich von einer Jungfer herrühre: vielmehr von einem Manne, von einem „Herrn der Erde", der sich über eine so ehrbare Jungfer, wie sie der biedere Amerikaner gesetzlich herstellen lassen will, ein wenig lustig macht. Man beachte die sorgsam bedachte Wortauswahl, die meistens noch einen leichten Nebensinn mitunterlaufen läßt. Kein frivoler, aber ein etwas ungenirter Ton herrscht in dem Schreiben, wie auch in einzelnen kleinen Sachen der Abendblätter, insbesondere in Kleist's „Briefe eines Mahlers an seinen Sohn", der darin am 22. October 1810 erschien. Und sonderbar: gerade diese beiden im Ton verwandten Stücke haben eine sehr auffällige Wendung gemeinsam. Der Mahler an seinen Sohn: „dagegen derjenige, der, in einer heitern Sommernacht, ein Mädchen, ohne weiteren Gedanken, küßt, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt, der" 2c.; die Jungfer an den Herausgeber: „und kann, ohne Ruhm zu melden, schon einen tüchtigen Pudding zur Welt bringen"; und was man unter Pudding auch sich denken kann, deutet unmittelbar die Erwähnung der Jungen- und Mädchen-Mützen an.

Eine Wochenschrift, wie die Hamburger Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter waren, ist immer ein, zwei Tage früher fertig, als das Datum äußerlich besagt. Ein täglich des Abends ausgegebenes Blatt, wie Kleist's Abendblätter, konnte seine Nummer vom 22. October frühestens erst folgenden Tages, und auch dann nur wenn es gerade ein Posttag war, nach Hamburg gehen lassen. Der Ausweg also, daß das Hamburger Jungfer-Schreiben von dem Berliner Maler-Briefe literarisch be-

einflußt sei, ist durch die zeitlichen Hindernisse gänzlich gesperrt. Wer nun die Uebereinstimmung zwischen beiden Schriftstücken nicht für Zufall erklären will, dem bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß wie der Maler-Brief, so auch das „Schreiben einer Jungfer an den Herausgeber" von Heinrich von Kleist geschrieben sei: was meine Meinung ist.

V. Ueber Kleist nach dem Tode und den Druck der hinterlassenen Schriften.

Wie mit der von Kleist hinterlassenen Habe, unmittelbar nachdem er todt war, verfahren worden ist, wissen wir nicht. Denn die von Ludwig Tieck ausgehende Tradition, Kleist habe vorher seine Papiere vernichtet, muß in dieser Allgemeinheit wenigstens verworfen werden. Sie trifft anscheinend nur für die an ihn gerichteten Briefe, für Redactionsmaterial zu Phöbus und Berliner Abendblättern, sowie für anderweitige Documente zu, deren keines bisher zum Vorschein gekommen ist. Vieles Eigene aber muß er unangerührt gelassen haben. Denn wie wäre sonst Tieck selber in den Besitz dieser Papiere gelangt, und hätte sie bei Reimer zum Druck befördern können?

Reimer und Kleist hatten in genauer freundschaftlicher und geschäftlicher Verbindung gestanden. Tieck, persönlich mit Kleist doch nur obenhin bekannt, trat dem todten Dichter eigentlich erst durch die Herausgabe seiner Schriften und durch die Einziehung mündlicher und schriftlicher Nachrichten über ihn wirklich nahe. In Beider, Tieck's und Reimer's, Händen lag zunächst das Schicksal

von Kleist's Schriften, unmittelbar nach den Freiheitskriegen.

Dieser Kleistische Kreis in Berlin wurde nun durch eine eigenthümliche Fügung mit dem der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in Cassel verknüpft. Ich darf für die letzteren auf „Berliner Kämpfe" S. 441—452 verweisen. Grimms hatten einen jüngeren Bruder Ferdinand, der ohne wissenschaftliche Schulung, dennoch aus Begabung und Neigung mit Büchern sich beschäftigte und mit durch Arnim's Verwendung in dem Reimerschen Geschäfte eine Stelle erhielt. Er theilte im ganzen, wenn auch auf seine eigne Weise, den literarischen Geschmack der älteren Brüder und schrieb ihnen manches Neue von Büchern, was, wie er annehmen durfte, sie interessiren würde.

Ferdinand Grimm's Schwärmerei war Kleist von Anfang an. „Heut ist nun", schrieb er am 25. December 1816 trübselig an die Brüder, „heiliger Christ . . Es sind sechs Jahre, da standen wir in der Neujahrs-Nacht (in Cassel) am Fenster um zu hören, was es drunten geben würde, an der Hauptwache zu gingen einige Orgeln, und Käthchen von Heilbronn lag auf dem Tisch, worüber eben gesprochen ward."

Käthchen und der Erzählungen erster Band waren beide auf Weihnachten 1810 bei Reimer erschienen, beide Werke von den Brüdern sogleich für ihren gemeinsamen Besitz angeschafft worden. Widerspiegelungen dieser Gespräche über Kleist's Schriften sind bis zu uns gedrungen. So Wilhelm aus dem Anfang des Jahres 1811 an Brentano und Wigand (Berliner Kämpfe S. 449. 450). So nun aber noch Jacob an Arnim, vom

22. Januar 1811, eine Aeußerung, die näher zu betrachten ist.

Jacob nahm in Bezug auf die neueren Dichter eine von Arnim und seinem Bruder Wilhelm abweichende Stellung ein. Namentlich die Gräfin Dolores, die Altdänischen Heldenlieder, der altdeutsche Meistergesang, Halle und Jerusalem gaben zu eindringenden Erörterungen mit Arnim den Anlaß. Am 22. Januar 1811 sprach er sich bei Beurtheilung von Halle und Jerusalem über Arnim als dramatisches Talent aus. Das mehr oder minder Vortreffliche seiner Dramen werde immer vom Stoff abhängen, der ihn rühre und begeistere, den er nicht werde erschaffen können, aber innerlich durchdringen und der Welt offenbaren. „So wie", fährt Jacob Grimm fort, „ich fest glaube, daß auch Shakespeares Hamlet, Lear, Romeo ꝛc. blos aus demselben Grund weit über andern seiner Werke stehen, wozu er nur die englische Geschichte benutzen konnte. Ebenso gewiß leuchtet es mir ferner ein, daß der Heinrich Kleist weiter kein Schauspiel mehr schreiben sollte, indem sein Käthchen nur in den erzählenden Stellen Poesie, die ganze Einschiebung der Kunigunde, nebst allem was daraus entstanden, elend, ja gemein gerathen ist. Dafür bin ich ganz durchaus vergnügt mit dem Kohlhaas, welcher mir eine der liebsten Geschichten ist, die ich weiß, an der ich mit ganzer Seele beim Lesen gehangen habe. Diese kann ich nicht genug loben, gebt mir so ein Paar Bände, so packe ich dafür die Zierlichkeit des Boccaz und das immer doch etwas spanische Wesen der cervantischen Novellen ein. In Kleist Erzählung lebt mir das ganze Stück und an einem fort, einige zu kühne

idyllische Schilderungen wären tadelhaft, wo sie nicht auch immer den rechten Platz träfen, was auch wieder nicht im Käthchen." Es scheint uns heute dies Urtheil eines so kenntniß- und geschmackreichen Zeitgenossen, wie J. Grimm, fast unbegreiflich. Und doch hat er in dem talentvollen Karl Solger einen gleichgesinnten Kritiker des Käthchens gehabt. Solger gestand 1817 offen ein, daß er im Käthchen von Heilbronn zwar immer ein sehr hervorstechendes poetisches, aber wenig eigentlich dramatisches Talent gefunden habe; der Glaube an Kleist als Dramatiker sei ihm erst jetzt durch die Lectüre des Prinzen und der Herrmannsschlacht (in der Handschrift) gekommen.

Prinz von Homburg und die Herrmannsschlacht wurden erst 1821 in den von Tieck herausgegebenen „Hinterlassenen Schriften" Kleist's bekannt. Ueber das Zustandekommen dieses Werkes bringe ich neue Nachrichten. Wir sehen, wieviel früher der Plan der Herausgabe gefaßt und mit der Ausführung begonnen wurde.

„Ein neues und herrliches Buch", schreibt Ferdinand Grimm seinen Brüdern bereits am 1. Mai 1816, „welches noch im Sommer erscheint, nenne ich Euch in: Heinrich Kleists Nachlaß". Und nun erzählt er weiter: „Er besteht aus zwei Schauspielen Die Herrmanns-Schlacht, und Der Prinz von Hessen-Homburg, letzterer aus dem 7jährigen Krieg. Tieck giebt das Buch mit einer Lebens-Beschreibung d. V. heraus. Ich lese eben den ganzen Prinzen in Kleists Handschrift. Das Schauspiel ist köstlich, weiter mag ich nichts sagen, aber man findet sogleich den herrlichen Vf. in Allem, Einzelnen und Ganzen. Es ist lächerlich, zu glauben, Kleist habe Schiller auf

irgend eine Weise nachgeahmt, wie viel größer ist er und vollkommner gegen diesen, wie allein steht er nur Göthe zur Seite, der ihn wohl mitunter ernährt, dem er aber auch nie nachgegangen ist. Nur Shakespeare hat ihn geboren, denn Käthchen und besonders die köstliche Familie Schroffenstein stehen vor uns da, wie Shakespeare selber." Man sieht, daß Ferdinand Grimm über das Buch im voraus gut unterrichtet war; den Irrthum mit dem siebenjährigen Kriege, zumal bei einem eben erst nach Berlin verpflanzten jungen hessischen „Ausländer", werden wir nicht in unsrem Zusammenhange hochanschlagen. Jacob Grimm bemerkte in der Antwort an seinen Bruder (12. Mai 1816): „Auf das angekündigte Buch aus Kleists Nachlaß freue ich mich."

Das Unternehmen gerieth ins Stocken jedoch. Vier Jahren vergingen, ehe Ferdinand Grimm Weiteres darüber melden konnte. Inzwischen bethätigte er auf andere Weise noch sein Interesse für Kleist. Er hatte im Mai 1818 eine Fußreise nach Potsdam gemacht und berichtete unter dem 23. Mai d. J.: „Am frühen Morgen stand ich vor des armen Kleists Grab; seine Frau liegt daneben. Von der Anhöhe, ein geräumiger mit Kiefern umschloßner Platz, hat man eine helle Aussicht über den weiten und breiten heiligen See zu allen übrigen gegen Sonnen Untergang sich hebenden waldigen Bergen, fast bis zum fernen Spandau, dessen spitziger Kirchthurm sich undeutlich blicken läßt, wol eine der stillschönsten Gegenden weit und breit. Um die Gräber stehen etwa zwanzig hohe Pappeln, aber bis auf eine fand ich alle verdorrt; dies rührt nun vom sandigen Boden her, worin sie

schwerer gedeihen; ich und Wilhelm[1]) nahmen mehre der vertrockneten Stämme weg und pflanzten neue dahin, und zwar so eifrig, als ob uns jemand daran zu stören kommen würde, und verbanden alle miteinander, so daß nach kurzem die Bäumchen ordentlich einen Kranz bildeten und sich die Hände reichten. Es sah nun wirklich wieder schön aus, als wir gingen und hinblickten. Keine Seele war gekommen, es war so einsam da und still, und nur die Wald-Finken und Meisen ließen ihren Gesang hören, und das war auch schön." Wie merkwürdig, daß Ferdinand Grimm damals schon auf eigne Hand unternahm, was so viel später eine Art Comité auf planvolle Weise ausführte, indem es den heutigen Zustand der Grabstätte herstellte, wozu Ferdinand Grimm's Neffe Herman durch einen Aufruf in der Vossischen Zeitung vom 23. Februar 1862 das Seinige that. Mir war erzählt worden, daß die gereimte Schrift auf Kleist's Grabe von Max Ring herstamme, der unbeauftragt in einer Comité-Sitzung mit derselben hervorgekommen sei und weder die Zustimmung noch den Widerspruch der Anwesenden erfahren habe. In seinen Erinnerungen (1898. 2, 185) führt Ring, was damals geschah, sehr scharf auf seine alleinige Initiative zurück.

Um die Wende des Jahres 1819 endlich ging der Druck der Hinterlassenen Schriften an. Ferdinand Grimm schickte die den Prinzen von Homburg enthaltenden Bogen, über die er kein Urtheil von den Brüdern zurückerhielt.

---

[1]) Nicht etwa Wilhelm Grimm, sondern Ferdinand's Gefährte auf dieser Wanderung.

Am 21. Januar 1820 aber berichtete er wieder: „Neues nicht viel: Kleist (es ist mir als ob Dir der Prinz nicht gefallen) ist wieder liegen geblieben, und wird dagegen die Genoveva, wonach kein Mensch begehrt, wenig verändert, viel gestrichen, groß Oktav gedruckt." Worauf nun beide Brüder am 27. Februar 1820 antworteten, Wilhelm: „Ich danke Dir für den Prinz von Homburg, das Stück hat mir viel Vergnügen gemacht, es ist sehr trefflich, aber die darauf verwendete Arbeit und Mühe fühlt man doch" (vgl. Kleist's Berliner Kämpfe S. 451); Jacob: „Der Prinz von Homburg hat mir gefallen, doch ist es von einem Verfasser, dessen Sachen alle gut sind, nicht das wichtigste Werk. Das folgende Stück aus der Hermannischen Zeit wird mir vielleicht weniger zusagen." Am 6. März 1820 Ferdinand: „Ich schicke die Fortsetzung von Kleist." Später sodann undatirt: „Den Schluß von Kleist werdet Ihr gern lesen, wie auch die Vorrede, doch könnte sie reicher sein und weniger flüchtig die Kritik; hübsch noch ist Solgers Brief." All das bezieht sich auf die kleinen Sachen am Schlusse der Hinterlassenen Schriften und Ludwig Tieck's Vorrede. Die Worte „sie könnte reicher sein" nehme ich als Urtheil derer, die in Berlin die Personen und Dinge aus eigenem Miterleben kannten, nicht als Ferdinand's eignes, der, indem er noch hinzufügt: „Wenn ich an seinem verwitterten Grabhügel vorbeigehe, so thut er mir allemal leid, der Arme, den schändliche Verwandtenbehandlung dahin brachte mit dem Herzen voll rechter Vaterlandsliebe; er soll nicht schön gewesen sein" — natürlich auch nur, was so in Berlin erzählt wurde, nacherzählte. Die schändliche Verwandtenbehandlung, an die man also

damals wohl noch glaubte, ist documentarisch längst berichtigt worden.[1])

Das einschneidendste Zeugniß aber über Kleist's Schriftstellerei, falls es sich bestätigte, enthält noch der oben schon angeführte Brief Ferdinand Grimm's vom 1. Mai 1816:

„Ich hoffe, daß auch ein Roman von Kleist in zwei Bänden vollendet, dem Druck bald übergeben wird, von dem ich zwar bis heute noch nichts erblickt habe, der aber auch sehr gut sein soll."

Wir wissen von Kleist's Arbeit an dem Romane nur bisher durch einen Brief an Reimer, nach dem 21. Juni 1811 geschrieben, worin es heißt (Zolling 1, CXXVI): „Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie im Stande sind, falls er Ihnen gefallen wird, mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen." Es ist den Um-

---

[1]) Noch gebe ich eine ungedruckte Stelle aus einem Briefe Wilhelm Grimm's an Pfarrer Bang, Cassel, 20. December 1824. Wilhelm schickt Bücher aus der Bibliothek: „Aus dem meinigen habe ich zugelegt H. Kleists Werke und möchte doch wissen, wie Ihnen dieser kühne, eckige aber reichhaltige Geist, dessen traurigen Untergang man schon in seinen Dichtungen ahnt, gefällt. Wollen Sie dann auch seine prosaische Erzählungen, so sollen sie nachfolgen. Alles ist bei ihm scharf und fest, wie von Eisen gegossen. Tieck hat in der Einleitung sehr gut über ihn gesprochen und es ist das richtige Wort, wenn er ihn einen edlen Manieristen oder so etwas nennt, denn man muß sich an ihn gewöhnen, wie etwa an eine Adlernase oder ungewöhnlich große Augen in dem Gesicht eines neuen Bekannten. Ausgezeichnet ist die Ruhe und Sicherheit, mit welcher er das kühnste vorstellt und handhabt." Auch diese Aeußerung bezieht sich auf die Hinterlassenen Schriften; ein Ausdruck wie „edler Manierist" kommt jedoch nicht in Tieck's Einleitung vor.

ständen nach wohl denkbar, daß Kleist in den ihm noch verbliebenen Monaten fortarbeitend, wirklich den Roman „vollendet" habe. Was sein Inhalt gewesen sein möge, darüber habe ich mich in den Berliner Kämpfen S. 651, aus meiner Construction der Berliner Zeit heraus, geäußert. Er muß wohl in einem gewissen Gegensatze zu „etwas recht Phantastischem" gestanden haben, das Kleist in der letzten Zeit noch sich vornehmen wollte. Es ist nicht ersichtlich, ob diese neue Arbeitsabsicht mit dem von Uechtritz aufbewahrten Plane Kleist's, die Zerstörung Jerusalems durch Titus als Tragödie zu dichten (worauf Minor im Anzeiger für Deutsch Alterthum 11,202 hingewiesen hat), möglicher Weise sich decken könne. Jedenfalls zeigt dies alles, wie Kleist's Phantasie bis zuletzt voll von Arbeitskraft und Arbeitsplänen war.

Ferdinand Grimm's Bekundung gegenüber wäre vielleicht eine zwiefache Stellungnahme möglich. Man könnte meinen, sie fließe indirect aus Kleist's eignem Briefe 1811. Dann käme ihr keine selbständige Bedeutung zu. Andererseits waren damals, am 1. Mai 1816 bereits, wie wir sahen, zwischen Reimer und Tieck die Vereinbarungen für den Kleistischen Nachlaß getroffen worden, und was Ferdinand Grimm darüber berichtete, hat sonst sich bewährt; die Handschrift des Prinzen von Homburg las er gerade, die Herrmannsschlacht hatte er auch noch nicht mit Augen gesehen. Was hindert, anzunehmen, daß Reimer und Tieck sich über den Roman besprochen hatten; daß Ferdinand Grimm davon Kenntniß erhielt und eben dies den Brüdern meldete? Die Worte „der aber auch sehr gut sein soll" deuten doch auf Urtheile derer hin, die den Roman gelesen hatten. Warum

konnte auch Kleist die Handschrift des Romans nicht ebensogut, wie die übrigen Handschriften, unvernichtet hinterlassen haben? Dies als richtig vorausgesetzt: der fünfjährige Aufschub der Hinterlassenen Schriften mußte auch das Erscheinen des Romans hinauszögern; und wer kann wissen, welche Bedenken vielleicht, ästhetischer oder politischer Art, schließlich 1821 oder 1826 beim dreibändigen Gesammtwerke dem Abdruck im Wege standen. Ließ doch Tieck auch 1826 noch ungedruckte Sachen Kleist's, die nach der in dem Punkte abgeänderten Vorrede zu 1821 in seinen Händen waren, unbenutzt bei Seite, bis Köpke sie dann später in den „Politischen Schriften" nachbrachte.

Aber auch blos die angenommene Möglichkeit, daß 1816 der Roman Kleist's noch dawar, mußte zu Nachforschungen veranlassen, ob die Handschrift aufzufinden sei. Ich habe viel Zeit und Arbeit bis jetzt vergeblich daran gesetzt. In Tieck's und in Köpke's Nachlaß, soweit dadurch die Kleistischen Blätter auf die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen sind, befindet sich das Manuscript nicht. Auf die Möglichkeit, daß es in Reimer's, des Verlegers, Händen verblieben sein könnte, habe ich durch Herrn Dr. de Gruyter's Freundlichkeit nachsehen dürfen, was von der alten Georg Andreas Reimerschen Wirthschaft noch übrig ist. Ohne jeden Erfolg; aber auch ohne jede Sicherheit für uns. Denn, Dr. de Gruyter's Auskunft zufolge, haben große Massen von Geschäftspapieren und Correspondenzen Jahrzehntelang früher ungehütet dagelegen und mit blinder Willkür ist davon das allermeiste vernichtet worden. Was Glück und Zufall gerettet haben, ist jetzt in sichre Obhut und

Ordnung genommen. Darunter, wie gesagt, befindet sich die Handschrift nicht.

Der Verlust des Romanes, wenn Kleist selbst ihn vernichtet hat, ist groß für uns. Der Verlust würde noch größer und schmerzlicher für uns sein, wenn er erst nach Kleist's Tode eingetreten wäre und denen zur Last fiele, die die Dichtung hätten schützen sollen. Niemand kann ermessen, welches Schicksal über Verlust oder Rettung einer Handschrift waltet. Wer weiß, wem vielleicht das Glück des Findens bescheert ist.

Register.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten.)



